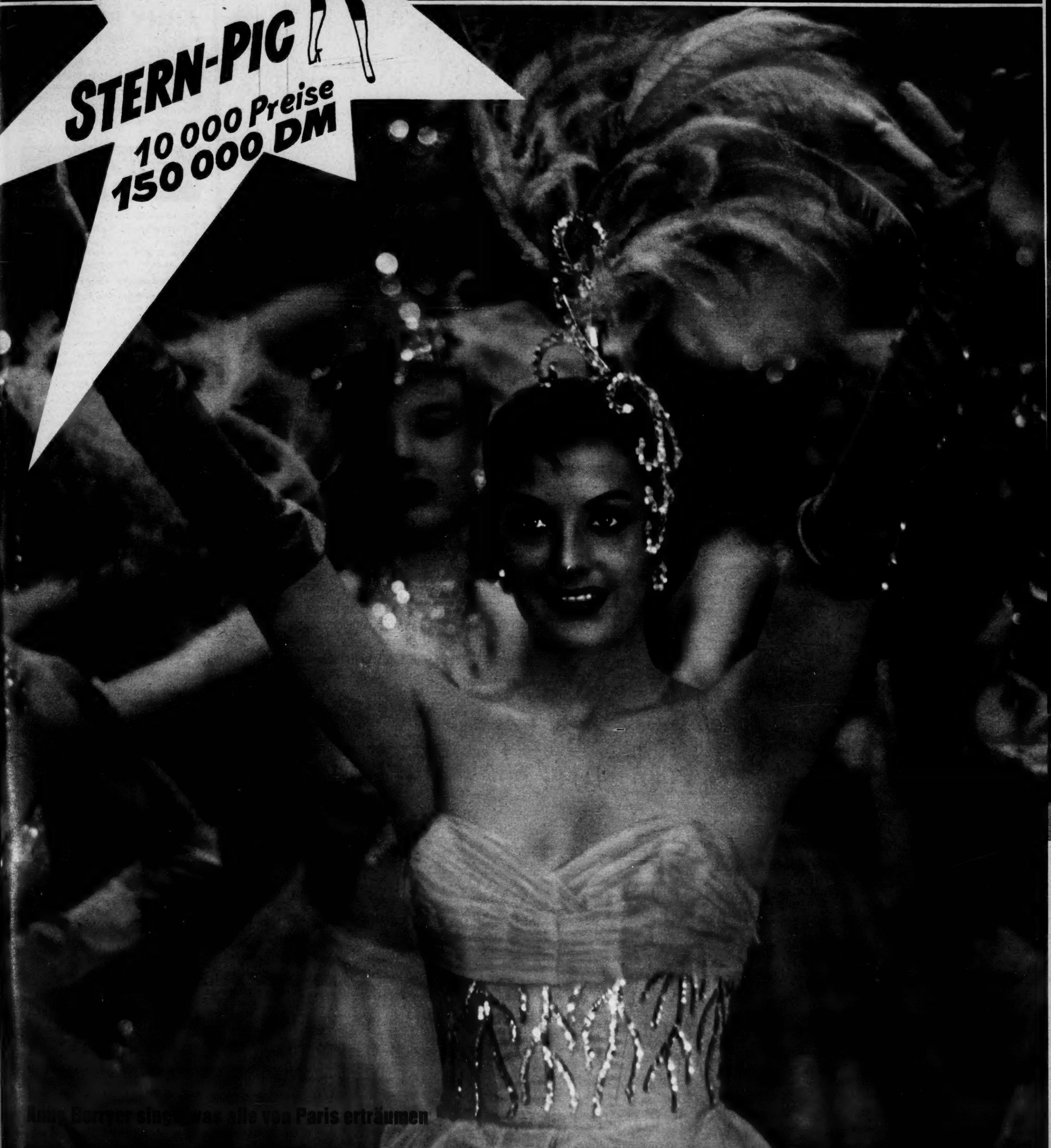
Der Stern

Heft 52 • 9. Jahrgang • 29. Dezember 1956 • Verlagsort Hamburg

STERN-PIC
10 000 Preise
150 000 DM



Anny Berryer singt, was alle von Paris erträumen

t 30/56/2

Knix-knax
da sind sie ja!

Ja, wenn man ‚Tempo'-Taschentücher nicht hätte! Man braucht sie einfach überall und zum Glück gibt es sie auch überall. Sie brechen nur – ‚knix-knax'– die Packung auf und schon liegen die blütenweißen ‚Tempo'-Taschentücher vor Ihnen. ‚Tempo'-Taschentücher zu gebrauchen, ist eine gute Gewohnheit geworden.
Kluge junge Mädchen sagen: ‚Tempo'-Taschentücher werden nur einmal benutzt und verhüten so die ständige Selbstansteckung. Jeder bedenke, wieviel Millionen Bazillen in mehrfach gebrauchten Taschentüchern gezüchtet werden. Aber — ‚Tempo'-Taschentücher rechtzeitig benutzt, verhindern lästigen Schnupfen! Darum ‚Tempo'-Taschentücher — der Gesundheit wegen. Verlangen Sie:

‚Tempo'– immer wieder ‚Tempo'!

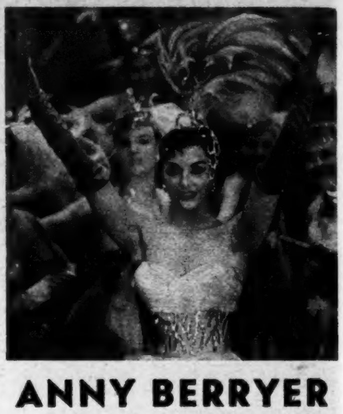
antibakteriell
bestrahlt

✱ Kleine Schnupfen wachsen schnell!

Bevor es ein großer Schnupfen wird, lieber ‚Tempo'-Taschentücher mit Menthol und Kölnisch Wasser! Die ‚Tempo'-Taschentücher aus der roten Packung vor die Nase halten und tief einatmen – das löst und lindert.
Haben Sie Freude an farbigen Taschentüchern?
Dann verlangen Sie:
tevise die bunten Taschentücher.

Name und Packung als Warenzeichen gesetzlich geschützt

ZU UNSERM TITELBILD



ANNY BERRYER

ist die französische Ausgabe der Marlene Dietrich und gehört zu den Attraktionen des weltberühmten Pariser „Lido" auf den Champs Elysées. Wenn sie mit ihrer verhaltenen rauhen Stimme ihr Erfolgslied „Mademoiselle de Paris" singt, spüren die Männer, daß dies wohl die ganz echte Pariser Atmosphäre sein muß

Der Stern

erscheint an jedem Mittwoch im
Verlag Henri Nannen GmbH
Hamburg 1, Curienstraße 1, Pressehaus
Telefon 32 28 91 · Nachtnummer 32 05 28
oder 32 53 31 Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
Stellvertreter: Karl Beckmeier
Chef vom Dienst: Kurt Bacmeister
Redaktion: Günter Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Henry Kolarz, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Heinz L. v. Nouhuys, Rolf Oertel, Günther Radtke, Dr. Wilhelm Rüdiger, Wolfgang Schraps, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Hans Wehrle, Kurt Wolber, Ingela Zimmermann

Ständige Sternreporter: Georg Brock, Rolf Gillhausen, Gerd Heidemann

Berliner Redaktion:
Hannes Dahlberg, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 71, Telefon 97 44 54

Süddeutsche Redaktion:
Wolfgang Löhde, Marion Stinze, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, Düsseldorf, Goethestr. 71, Telefon 68 32 71, FS. 0858-6750

Hannoversche Redaktion:
Lothar Wiedemann
Hannover, Friedenstr. 9
Tel. 2 61 36

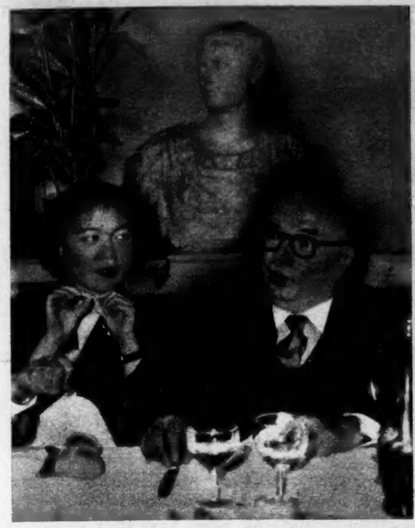
Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Duisbergstraße 3, Telefon 55 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Stuttgart-S, Hohenstaufenstr. 19, Telefon 70 83 93

Ausländische Redaktionen:
Wien: Dr. Ernst Brauner, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber 01/1633
Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25
Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10
Mailand: Dr. Mario Peloncini, Mailand, Via Kramer 32, Telefon 20 34 78
Paris: Edmond Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 1136
London: Peter G. Wichmann, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Telefon FRE mantle 2298, Telegramme pixfeature London
Skandinavien: Väridsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88
New York: Yvonne Spiegelberg, 1349 Lexington Avenue, New York 28, N. Y. Telefon: SAcramento 2—7700

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 17 vom 1. 10. 1956. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hambg. 1, oder Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr (Ausgabe B monatlich DM 1,62 zuzüglich Zustellgeld, nur für Buchhändler), Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe i. Holst. Printed in Germany

Die rote Prominenz tafelte in der Villa dei Cesari in Rom



Lotosblume *aus dem Reich der Mitte, die chinesische Dolmetscherin Li Tschin tschu, hat sich mit dem Gourmand der französischen KP, Jacques Duclos, angefreundet. Verwundert blickt der römische Imperator auf seinen volksdemokratischen Besuch*

Genieße, Genosse

Drei Tage lang war Genossin Ekaterina Furtzewa, genannt die „Gauleiterin von Moskau", auf dem großen Treffen der italienischen KP in Rom zur Aufpasserin der Sowjets bestellt, streng und sauer wie Greta Garbo als Kommissarin Ninotschka. Nur nicht so hübsch. Bis der Frascatiwein und der falsche altrömische Cäsarenpomp des Schlemmerlokals Villa dei Cesari an der Via Appia die Mienen aufhellte. Senator Terracini, der Gegenspieler von Italiens KP-Chef Togliatti, bot hier statt Dialektik Delikatessen. Die Genossen genossen römische Spezialitäten und lächelten verlegen, als Tiberius höchst persönlich — es war der Gastwirt — in altrömischer Tunika den Wein kredenzte. Unter südlichem Himmel schmolzen alle klassenkämpferischen Vorurteile dahin. Ein Mensch sein und kein Funktionär — eigentlich ganz schön! Von Peking bis Paris, von Moskau bis Mailand, ob gelb, ob schwarz, ob weiß, jeder der Delegierten empfand es. Nur zu sagen wagte es keiner.

„Svetlana *müßte das alles sehen", sagt, jetzt ganz aufgelockert, die sowjetische Aufpasserin, Ekaterina Furtzewa, und meint damit ihr 14jähriges Töchterchen, dem sie gern die Sehenswürdigkeiten Roms gezeigt hätte. Schließlich ist diese Stadt die Wiege der europäischen Kultur. Und Moskau – vielleicht das Grab?*

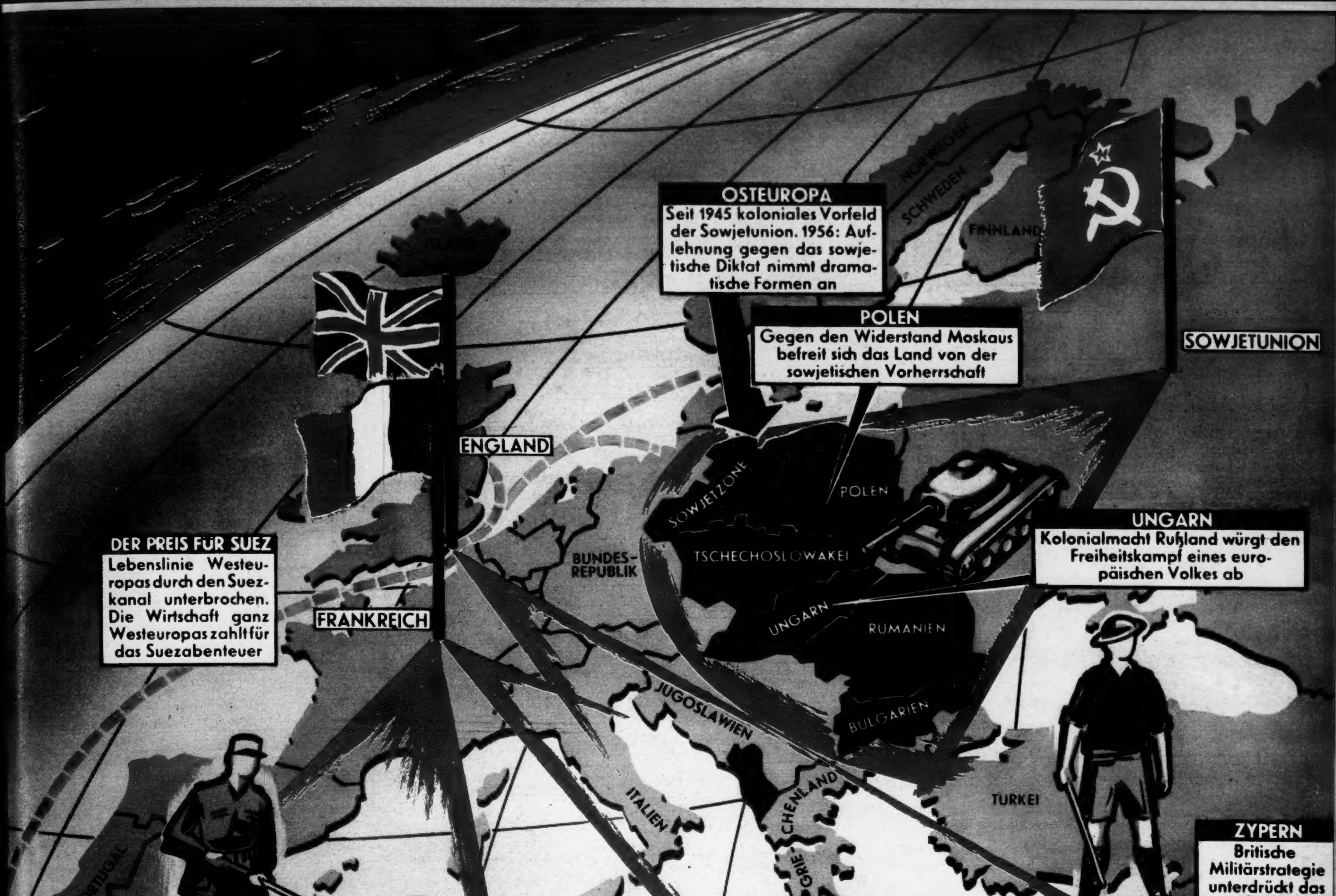
AVE CÄSAR *– morituri te salutant" fuhr es einem humanistisch gebildeten Kommunistenführer heraus, als er das Schlemmerlokal an der römischen Via Appia betrat. V. l. n. r. Kuusinen (Finnland), Frau Sentjurceva (Jugoslawien), Furtzewa, Terracini (Italien), Peng (China) ⇦ Li Tschin tschu, Duclos*

Das große Welttheater 1956

Stalin ist seit vier Jahren tot – aber noch als Toter führte er Regie

Die große Überraschung *des Welttheaters 1956: Lenin, der „vergötterte, untadelige Vater der Revolution“ und sein Schüler und Nachfolger Stalin blieben weiterhin im Moskauer Mausoleum vereint. Niemand hätte das erwartet, nachdem Parteichef Chruschtschow in seiner sensationellen Rede vor dem XX. Parteitag das Bild Stalins vom „gütigen, weisen Vater der Werktätigen“ in das Bild eines verbrecherischen, verfolgungswahnsinnigen Despoten umgedeutet hatte. Wochenlang nach der Rede druckte die „Prawda“ Leserbriefe ab, in denen die Entfernung Stalins aus dem Allerheiligsten des Kommunismus gefordert wurde. Nichts geschah. Steinmetze sind im Gegenteil dabei, die Namen Lenin und Stalin neu in den Türstock zu meißeln: ein Beweis mehr für die Behauptung, daß nach dem Versagen des „weichen Kurses“ in den Satellitenländern die Stalinisten wieder die Oberhand haben*

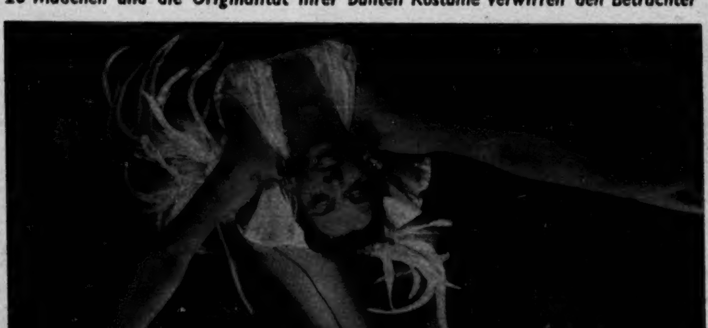
Kein Jahr seit 1945 hatte für das Publikum des politischen Welttheaters so viele und so schwere Erschütterungen bereit, wie das vergangene: Marokko, Algerien, Zypern, Posen, Warschau, Budapest, Suez — dramatische Szenenfolgen blutiger Ereignisse. Budapest aber ist der einzige unter diesen Namen, der sich der Welt für immer ins Bewußtsein geprägt hat. Arbeiter und Bauern, Angehörige der Klasse also, der Moskau zu dienen vorgibt, griffen zur Waffe, um den schrecklichen Stalinismus auszutilgen und die Freiheit zu erlangen. Mit seiner Tyrannei hatte der Diktator den Keim zur Revolution gelegt — und seine Nachfolger griffen noch einmal zu seiner bewährten Methode der brutalen Unterdrückung, des Terrors und der Erpressung. Aber die Methode der Gewaltanwendung zur Erreichung politischer Ziele nützt heute nichts mehr. An den Beispielen Suez und Ungarn hat es sich erwiesen. „Auch die mächtigsten Länder können nicht mehr schwachen Ländern ihre Herrschaft aufzwingen", erklärte Indiens Ministerpräsident Nehru in Washington, wo er mit Eisenhower die ersten Fäden zur Lösung der großen Streitfragen der Welt knüpfte. Frieden und Verständigung zeichnen sich am Horizont ab.



Die Höhepunkte *der diesjährigen Aufführung zeigt diese Karte. Zum ersten Male seit zehn Jahren sind die starren Fronten der Großmächte in Bewegung geraten. Neue Annäherungen sind plötzlich möglich geworden, die noch vor einem Jahr undenkbar waren. Eisenhower, der durch sein Eintreten gegen den Suezkrieg Englands und Frankreichs Vertrauen auf die Bündnistreue schwer erschüttert hat, ist nun unter dem Einfluß Indiens zur Verständigung mit Rot-China bereit – was Peking der Wirtschaftsdiktatur des Kreml gegenüber unabhängiger macht. Eine neutrale Zone aus Österreich-Ungarn-Polen-Finnland ist der zweite Gewinn, den Washington aus der Situation schlagen will. Im Hauptblickwinkel der Mächte aber liegen die afrikanisch-asiatischen Staaten. Wer ihre Stimmen in den Vereinten Nationen besitzt, gewinnnt jede Abstimmung*

Das war die Aussage *des Stückes, das über die weltpolitische Bühne ging: Die Zeit des Kolonialismus ist endgültig vorbei. In diesem einen Jahr verlor Frankreich – das vorher Indochina opfern mußte – nacheinander Marokko und Tunis. In blutigen Kämpfen, die bisher fast 25000 Menschenopfer gefordert haben, versucht sich die Trikolore noch in Algerien zu halten. Premierminister Eden aber erklärte kurz bevor die englisch-französischen Truppen in Ägypten losschlugen, um die bedrohliche Lage zu klären: „Der Beweis ist noch nicht erbracht, daß England keiner Machterweiterung mehr fähig ist…“ Auch Rußland hat erfahren, daß seine kaum errichtete Kolonialherrschaft über die Satelliten auf tönernen Füßen steht. In Ungarn zeigte es sich: der Freiheitswille eines Volkes kann auch nicht von der aufgepfropften kommunistischen Ideologie erstickt werden*

Die Blue Bell Girls, *eine der großartigsten Revue-Truppen unserer Zeit, erneuerten zum drittenmal ihren Kontrakt mit dem „Lido“. Auch die deutschen Zwillinge Ellen und Alice Keßler sind Mitglieder dieser Truppe. Die Schönheit der 26 Mädchen und die Originalität ihrer bunten Kostüme verwirren den Betrachter*



„Ein gewisses Lächeln“ *hat Françoise Sagan (Bild oben rechts) im Gesicht, die junge Verfasserin des gleichnamigen Romans. Auch „Bonjour Tristesse“ rann ihr aus der Feder. Neben ihr der Backfisch-Schwarm Jean Marais. Beide gehören zur Premieren-Prominenz im „Lido“. Linkes Bild: Margie Lee, Star der grandiosen Eislaufnummer*

Der König unter den Gästen *war ohne Zweifel der weißhaarige Charlie Chaplin. Sein neuer Film „Ein König in New York“ ist fertig und verspricht eine große Überraschung zu werden. Der 67jährige Chaplin kam allein; seine junge Frau Oona konnte nicht dabeisein, da sie im Februar ihr sechstes Kind erwartet*

Leut
Franç
nach
formt
Frank
der N

Glanzvolle Revue-Premiere in Paris

Im Lido schäumt der Champagner

Wenn das alte Jahr in den letzten Zügen liegt, trifft sich die Pariser Gesellschaft im „Lido", dem anspruchsvollsten Varieté der Welt. Zwölf Monate hindurch läuft das Programm, das immer kurz vor Silvester wechselt. Tag für Tag ist das „Lido" auf den Champs Elysées ausverkauft: ein ewig schäumender Champagner Marke Pariser Lebensfreude

Leute, von denen man spricht. *Ganz links im Bild oben sieht man Françoise Arnoul. Ihr neuer Film „Paris, Palast-Hotel" kommt Anfang des Jahres nach Deutschland. Neben ihr Regisseur Roger Vadim, der eifersüchtige Gatte der formtreuen Brigitte Bardot (an seiner Seite). Neben Brigitte sitzt Altmeister Cocteau, Frankreichs Renommier-Philosoph, Maler, Dichter und Mime. Bild rechts: Die Schönen der Nacht, die nun wieder zwölf Monate lang die Nächte im „Lido" vergolden*

Zweifel
lm „Ein
ne große
lin kam
dabei-
erwartet

Stern-Pic

A1	B1	C1	D1
A2	B2	C2	D2
A3	B3	C3	D3
A4	B4	C4	D4
A5	B5	C5	D5

STERN-PIC, unser neues Spiel, hat in der vorigen Woche begonnen. Sie können noch mitmachen! Nur Papier und Bleistift und ein scharfer Blick werden von Ihnen verlangt. Ehe Sie sich auf der gegenüberliegenden Seite von Kessis Schlangen umschlingen lassen, bitten wir Sie allerdings, die Spielregeln hier unten genau zu lesen.

⇧ Hier ist wieder die Tabelle,

auf die das Sternkind Kessi mit dem Finger zeigt und die es Ihnen erleichtern soll, Ihre heutige Lösung festzuhalten. Denn erst, wenn Sie die dritte Preisfrage im Stern Nr. 1/1957 in der nächsten Woche beantwortet haben, sollen Sie uns Ihre Antworten schicken. So ist die Tabelle also nur eine Gedächtnisstütze für Sie. Bitte nicht ausschneiden!

Was sollen Sie nun tun, um die Preisfrage rechts zu lösen!

1. Am Tisch mit dem Glücksschwein (Kennzeichen: 1957, Ringelschwänzchen und vierblättriges Kleeblatt) sitzt das Sternkind Kessi bei der Silvesterfeier und hält drei Papierschlangen in der linken und vier Papierschlangen in der rechten Hand. Sie, lieber Leser, sollen nun die fünf Herren suchen, die jeweils das andere Ende von fünf der sieben Schlangen halten.
2. Wenn Sie die fünf Herren aufgespürt haben, dann geben wir Ihnen diesen Tip: Zeichnen Sie mit einem spitzen Bleistift 20 Planquadrate in das Bild hinein, und zwar so: Sie nehmen ein Lineal und verbinden den kleinen Strich zwischen den Zahlen 1 und 2 auf dem linken Rand des Bildes mit dem gegenüberliegenden Strich auf dem rechten Bildrand. Dann die Striche zwischen 2 und 3, 3 und 4, 4 und 5. Dasselbe tun Sie dann von oben nach unten, also die Striche zwischen A, B, C, D am oberen Rand mit denen am gegenüberliegenden unteren Rand verbinden. Sie zeichnen insgesamt vier waagerechte und drei senkrechte Linien und haben somit 20 Planquadrate.
3. Jetzt stellen Sie fest, in welchen Planquadraten sich die fünf von Ihnen aufgespürten Herren aufhalten. Vielleicht in A 1 oder A 2: je nachdem, was Sie nun gefunden haben.
4. Nun brauchen Sie die von Ihnen ermittelten fünf Planquadrate nur noch in die Tabelle in dem Stern auf dieser Seite oben links anzukreuzen, um Ihre Lösung nicht zu vergessen. Damit sind Sie mit der Preisfrage Nr. II bereits fertig.

Was Sie aber sonst noch unbedingt wissen müssen:

1. Dies ist die zweite von insgesamt drei Preisfragen. Die erste wurde in der vorigen Woche im STERN Nr. 51 veröffentlicht. Die dritte Preisfrage erscheint in der nächsten Woche im STERN Nr. 1/1957.
2. Wir brauchen, wenn Ihre Einsendung bearbeitet werden soll, von Ihnen die Lösungen **aller drei Preisfragen**, also aus dem STERN Nr. 51, die heutige und die dritte in der kommenden Woche.
3. Bitte, schicken Sie jetzt noch nicht Ihre Lösungen ein. Lesen Sie erst den STERN Nr. 1 in der nächsten Woche. Dort geben wir den Einsendetermin bekannt und auch das Schema, nach dem wir die Einsendung Ihrer drei Lösungen erbitten.
4. Sie haben den STERN Nr. 51 mit der ersten Preisfrage nicht gelesen, möchten aber gern mitmachen? Ganz einfach! Gehen Sie zu Ihrem Zeitschriftenhändler. Er hält diese Nummer für Sie noch bereit und wird Ihnen gern ein Exemplar überlassen.

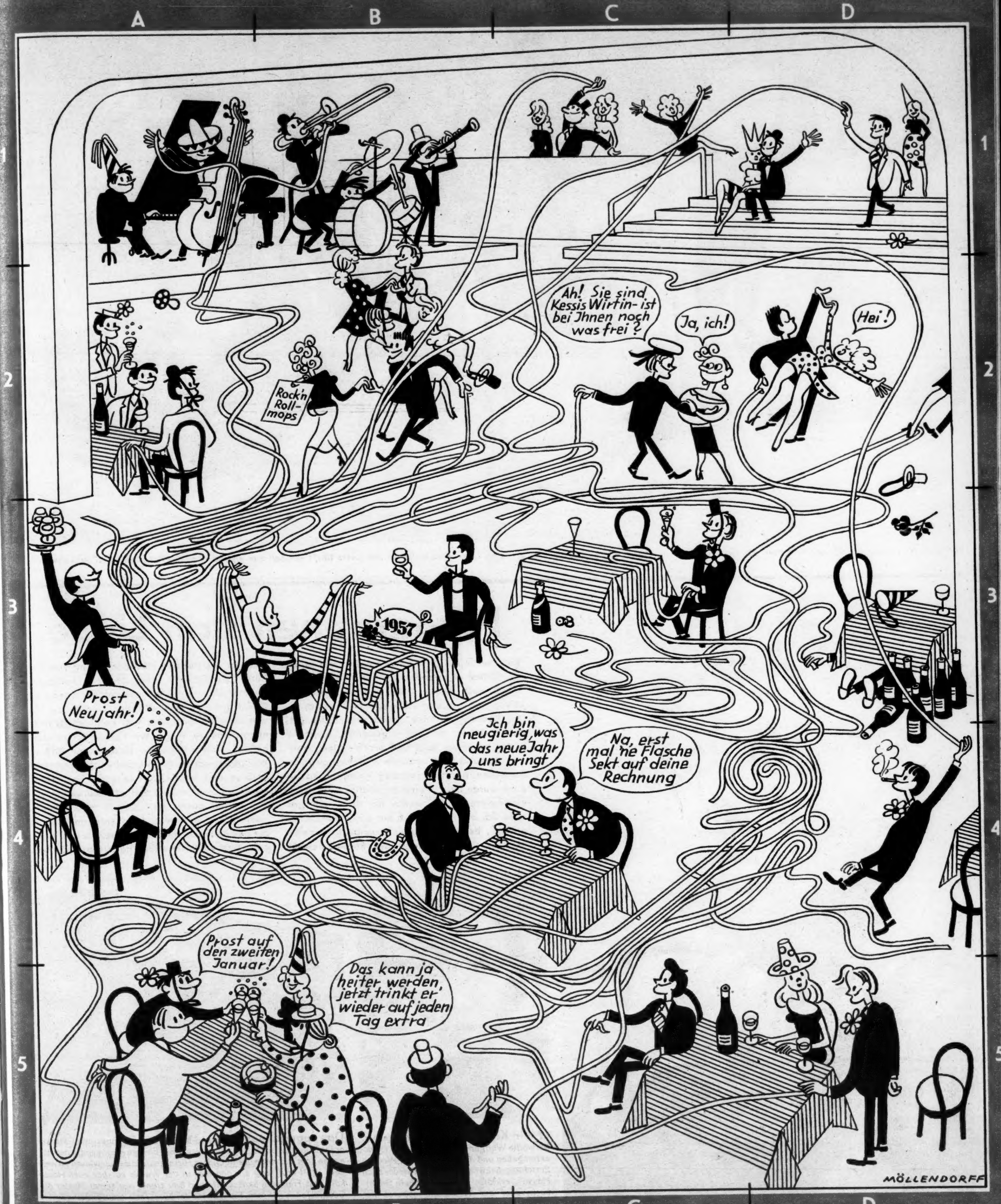
Und schließlich noch eins:

1. Jeder kann am STERN-PIC teilnehmen. Es spielt dabei keine Rolle, ob er ständiger oder gelegentlicher STERN-Leser ist, ob Abonnent oder Lesezirkel-Bezieher. Nur die Angehörigen der STERN-Redaktion und des Verlages sind von der Teilnahme ausgeschlossen.
2. Die Reihenfolge der Preise unter den richtigen Lösungen wird in Gegenwart eines Notars durch das Los bestimmt. Das Los entscheidet auch, wenn mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise vorhanden sind. Die durch das Los getroffenen Entscheidungen sind nicht anfechtbar.
3. Haben Sie den STERN im Lesezirkel? Bitte, kreuzen Sie in diesem Falle mit Rücksicht auf Ihren „Nachleser" die Planquadrate **nicht** an, sondern notieren Sie Ihre Lösung auf einem Zettel. Der Leser, der nach Ihnen den STERN im Lesezirkel findet, wird Ihnen dankbar sein, wenn ihm nicht gleich die von Ihnen gefundene Lösung ins Gesicht springt.

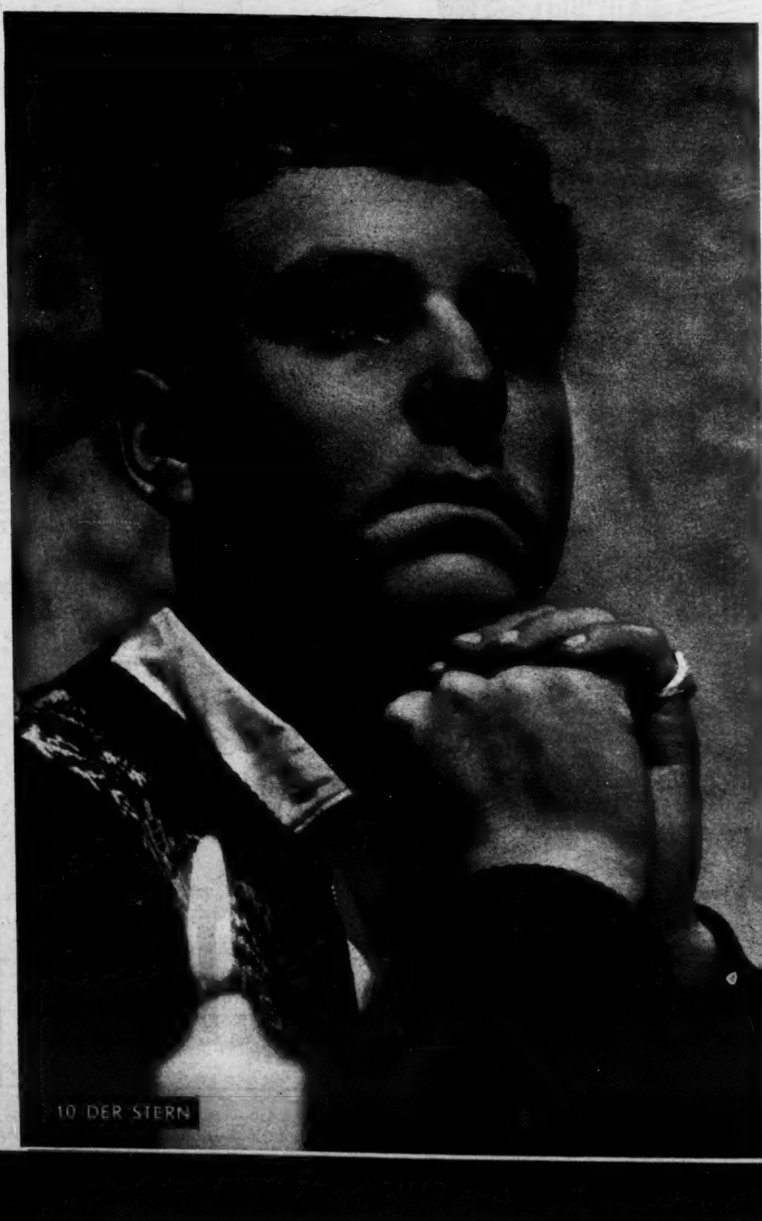
Die 7 Hauptgewinne im STERN-PIC sehen Sie auf der Rückseite, 9993 weitere Preise auf Seite 35

Preisfrage Nummer II

Wo sind die fünf Herren, die je eine von Kessis Papierschlangen in der Hand halten?



Vor dem Vergnügen die Mühe: Erst muß für den Ski-Kuli ein Gipfelpfosten angebracht werden. Über eine Rolle an der Latte läuft ein Seil zur eigenen Tal-Kraftstation, dem Personenauto



Paragraphen statt Liebe

Ich werde mit dem Jungen nicht mehr fertig. Erst kam er abends nach der Arbeit betrunken nach Hause, dann wollte er sich das Leben nehmen, und schließlich hat er mich sogar bedroht", schrieb Mutter Baumbach (51) aus Bielefeld an das Jugendamt, übertrieb etwas mit ihrem Brief und brachte einen ganzen Apparat von Beamten und Paragraphen ins Rollen. Bergwerkslehrling Wolfgang Baumbach wurde also in eine Jugendfürsorgeanstalt eingewiesen. „So wollte ich das doch gar nicht. Ich wollte ihm doch nur einen Denkzettel geben", beteuerte Mutter Baumbach verzweifelt, als ihr die Folgen des Briefes bewußt wurden. Sie lief nun elf Monate lang von Behörde zu Behörde, versuchte mit Anträgen, ihren Sohn wieder freizubekommen. Sogar an Bundeskanzler Dr. Adenauer schrieb sie. Es war alles umsonst. Der Fall geht seinen ordnungsgemäßen Weg. „Wir können Ihnen nicht helfen", antworteten die zuständigen Stellen. Wolfgang war in die Verwaltungsmaschinerie geraten und wurde dort langsam und bürokratisch „verarbeitet". Erst als Wolfgang aus der Anstalt ausriß und „illegal" vier Monate mustergültig arbeitete, fand sich ein Richter, der den Fall menschlich überarbeitete und Wolfgang jetzt zu Weihnachten nach Hause schickte.

„Mein Kind *ist doch kein Verbrecher. Ich wollte Wolfgang (links) nur einen Denkzettel geben und dachte, nach drei Wochen Erziehungsheim nehmen wir ihn wieder nach Hause", erklärte Mutter Elisabeth Baumbach, aber der Verwaltungsapparat lief*

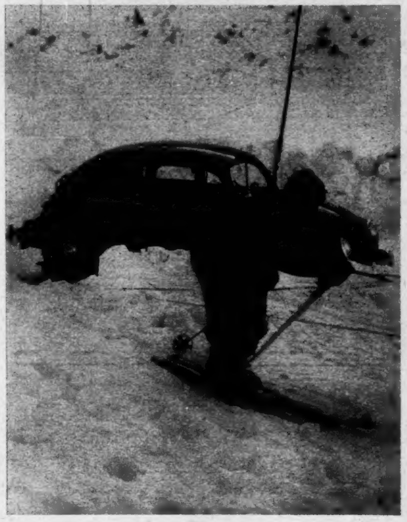
Das Jugendheim *Dortmund-Nord war Wolfgangs erste Station auf seinem elfmonatigen Leidensweg. Hier bleiben die Jugendlichen nur einige Tage, um dann in eine andere Fürsorgeanstalt eingewiesen zu werden. Weil Wolfgang ein paarmal in der Woche zu spät nach Hause kam, mit Freunden Skat spielte und Bier trank, war seiner Mutter der Geduldsfaden gerissen. Eine Lawine der Bürokratie kam damit ins Rollen*

Ski-Lift im Koffer

Um dem Freund des Wintersports unberührte Gebiete zu erschließen, kam der österreichische Ingenieur Josef Hausn auf die einfache Idee, einen „Ski-Kuli" eigener Erfindung im Kofferraum des Autos mitzuführen. Das zusammenklappbare Gerät wiegt 65 Kilogramm. Am Hügelhang aufgestellt und vom Motor des eigenen Wagens angetrieben, vermag es in der Stunde selbst bei einer Steigung von 30 Prozent 150 Personen bergwärts zu befördern.

Die Räder *des eigenen Autos — im ersten Gang vom Motor kraftvoll bewegt – treiben über ein Rollensystem die Seilwinde des ‚Ski-Kulis'*

Im Tal *nimmt der Läufer den Griff des ‚Ski-Kulis' auf. Das Seil zieht ihn zur Bergstation und rollt von da aus ohne Belastung zurück. Als Antrieb eignet sich jeder Motor — vom Kabinenroller bis zum Cadillac*



Unerschlossene Gebiete *erobert der Besitzer des ‚Ski-Kulis'. Wo bisher nur Sonderlinge nach beschwerlichem Aufstieg zur Schußfahrt kamen, baut er seinen bequemen privaten Lift auf und läßt sich bergauf ziehen*

Tatjana bleibt bei ihrer Mutter *entschied jetzt das britische Hofgericht in London. Vater Alexis Tschwastow entführte vor einiger Zeit seine zweijährige Tochter Tatjana aus Amerika, um mit ihr nach Rußland zurückzukehren. Im englischen Hafen Southampton erreichte ihn der Einspruch der Mutter, Elena Diaczork. Nach dem Urteil darf Tatjana mit ihrer Mutter nach Amerika zurück*

Sardische Silvana

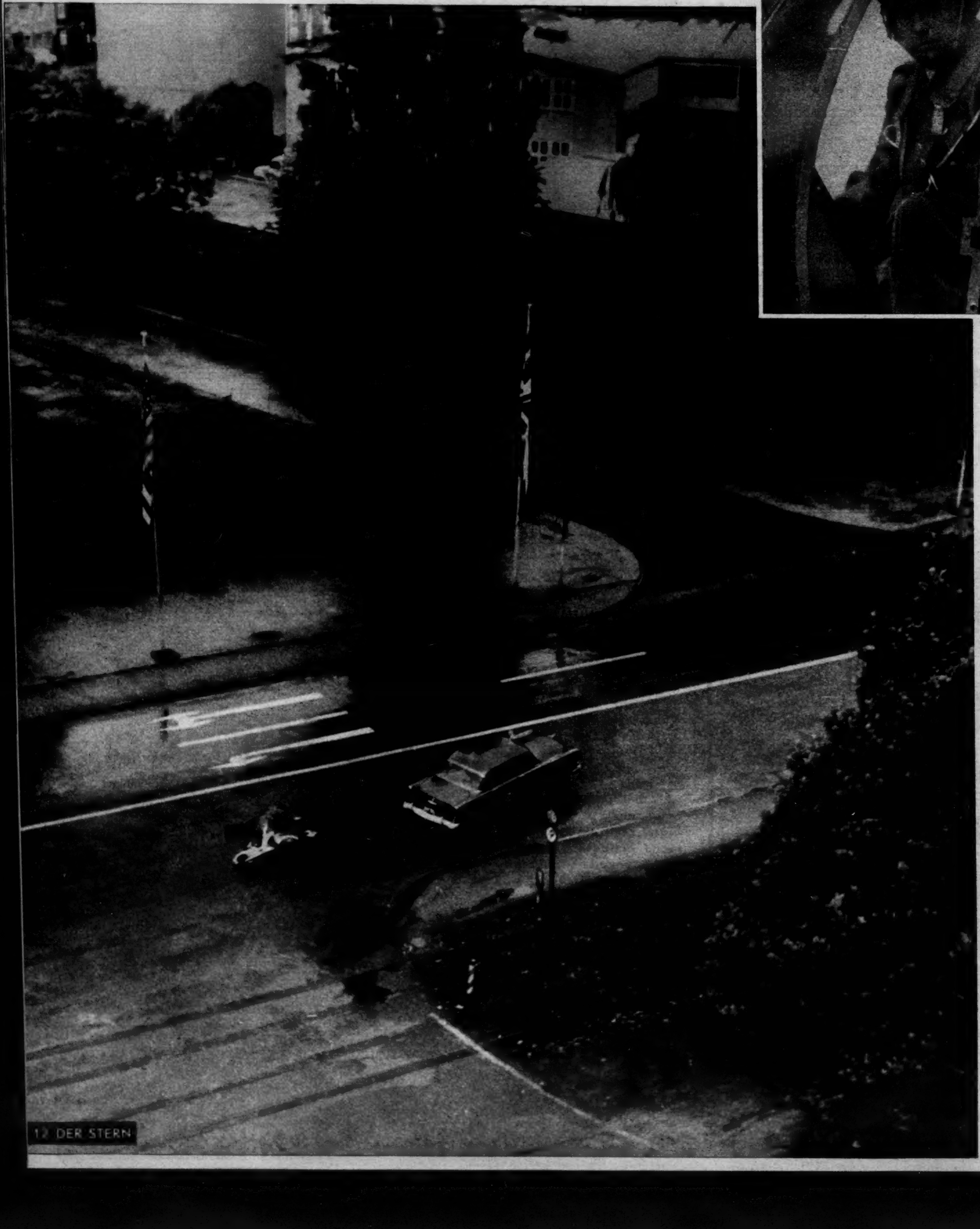
Als die Schauspielerin Silvana Pampanini in einem original sardischen Nationalkostüm in Rom auftauchte, um für den Fremdenverkehr auf Sardinien zu werben (Bild oben), gab sie damit den Auftakt zu einer modischen Neuheit: Der sardischen Linie. Römische Modeschöpfer schufen eine neue Kollektion und machten das einfache Kopftuch zu einer eleganten Haube, passend zu dem gestreiften Mantel in Kasakform für die Dame im Auto (links). Der Überwurf für den Kirchgang wurde zu einem bezaubernden Abendmantel aus weichem Samt, der mit kostbaren Spitzen besetzt ist.

Verbrecherjagd aus der Luft

„Es war meine aufregendste Reportage", sagt unser Reporter Ernst Grossar, der im Polizeihubschrauber saß

„Die Funkzentrale erhält unseren Alarm"

„Wir flogen schon eine Stunde über Essen — der Polizeipilot und ich —, ohne daß etwas Besonderes geschah", berichtet Sternreporter Ernst Grossar. „Ich hatte mir vom Polizeipräsidium die Erlaubnis besorgt, an einem Übungsflug teilzunehmen. Der einzige Hubschrauber der Welt mit Düsenantrieb, ‚Djinn', den die französische Polizei schon seit zwei Jahren in Betrieb genommen hat, sollte nun auch hier erprobt werden. Wie gesagt — es regnete, und auf der Erde schien alles normal. Da sah ich auf der Norbertstraße etwas, das mir den Atem verschlug..."

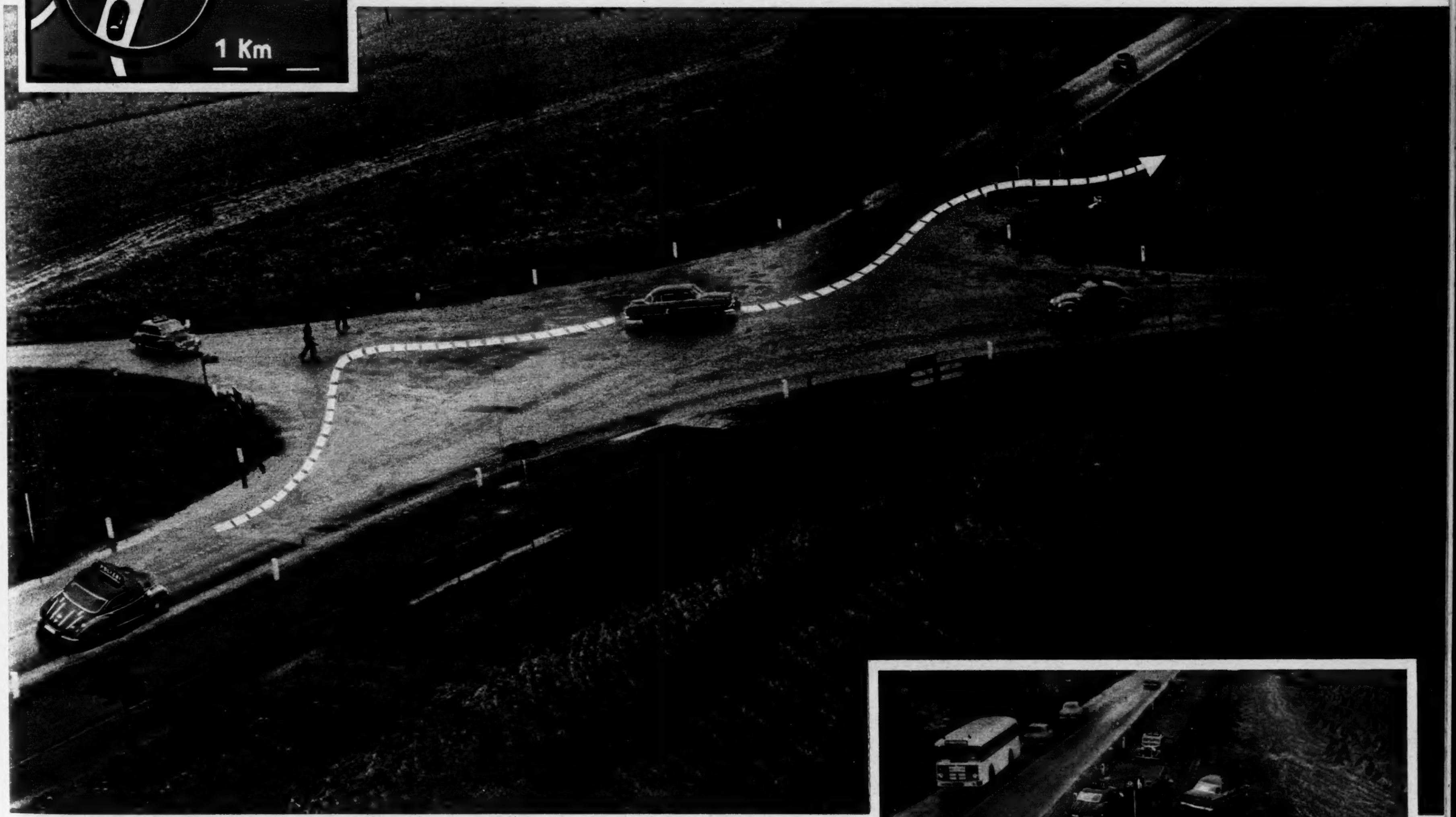


„Fahrerflucht: *Ich kann gerade noch die Kamera hochreißen, um die Szene festzuhalten", berichtet Ernst Grossar. „Ein dunkelgrüner amerikanischer Ford hat einen Mopedfahrer, der Vorfahrt hatte, auf die Kühlerhaube genommen. Der Mopedfahrer bleibt – offenbar schwer verletzt – liegen. Der Autofahrer aber gibt plötzlich Gas" (Bild links unten)*

„Er schlägt einen Haken *und biegt in die Hatzperstraße ein. Der flüchtige Autofahrer ist zwei Kilometer lang die Norbertstraße mit 100 km/h entlang gerast. Jetzt verschuldet er beinahe einen zweiten Unfall, als er die Kurve viel zu scharf nimmt. Ein entgegenkommender Mercedes kann ihm gerade noch mit knapper Not ausweichen"*

Über den Dächern von Essen, von Sternreporter Ernst Grossar zum erstenmal fotografiert: Ein Hubschrauber der Polizei leitet die Verfolgung und Einkreisung eines flüchtigen Kraftfahrers.

„Jetzt geht er aufs Ganze: *Der flüchtige Verkehrssünder scheint inzwischen bemerkt zu haben, daß wir ihn aus der Luft verfolgen. Um ohne Zeitverlust die Ausfallstraße nach Düsseldorf zu gewinnen (siehe Karte), rast er durch das gesperrte Stück der Einmündung (siehe Schild: Durchfahrt verboten). Aber er ahnt nicht, daß die Funkzentrale des Polizeipräsidiums durch uns über jede Richtungsänderung und über seine Geschwindigkeit genau unterrichtet ist. So wird der Augenblick, in dem er durch die verbotene Einbahnstraße fährt, durch die automatische Kamera des Peterwagens festgehalten, der ihm bereits auf den Fersen ist. Der Flüchtige hat keine Chance mehr, zu entkommen – aber noch gibt er nicht auf. Die Treibjagd kann beginnen“*



Das Ende der Treibjagd *erlebt Sternreporter Ernst Grossar aus der Luft mit: „Der grüne Ford befindet sich jetzt etwa 6 km südwestlich der Unfallstelle, ständig verfolgt von dem Peterwagen, der sich mit Blaulicht und Sirene freie Bahn verschafft. Auf der Straße nach Düsseldorf ist lebhafter Verkehr. Nur wenige Autofahrer begreifen, worum es geht. Manche setzen sich hinter den Peterwagen, um an der aufregenden Jagd teilzunehmen. Unterdessen hat der grüne Ford die Kreuzung am Flughafen erreicht. Ein Peterwagen kommt ihm entgegen. Der grüne Ford versucht, nach links auf die Straße nach Wuppertal auszuweichen (siehe gestrichelte Linie). Aber dort steht bereits der von uns über Funk herbeigerufene Peterwagen, auch die Straße rechts nach Duisburg ist gesperrt. Das letzte verzweifelte Ausweichmanöver des Flüchtigen mißlingt: Der Ford landet im Straßengraben (Bild rechts). Dann läßt sich der verbrecherisch rücksichtslose Fahrer abführen“*

Was Lollo recht, ist Sophia billig

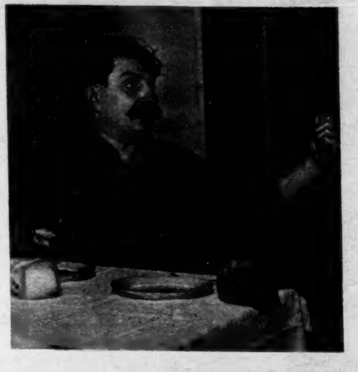
Der Erfolg ihrer Busenfeindin Gina Lollobrigida ließ die ehrgeizige Sophia Loren nicht ruhen: Lollo hatte sich vor einem Jahr von fünfzig verschiedenen Malern porträtieren lassen und die Bilder zu Sophias Verdruß in einer Ausstellung gezeigt. Nun hat Sophia dieser Galerie eine gleichwertige entgegengestellt: Sie ließ sich von dem Regisseur ihres neuesten Films „Mädchen und Delphin", Jean Negulesco, einem glühenden Verehrer ihrer hervorragenden Qualitäten, fünfzigmal malen. Sophias sonst gar nicht so zimperlicher Produzent und Freund Carlo Ponti, plötzlich von Eifersucht geplagt, erhob Protest gegen die öffentliche Schaustellung dieser Kunstwerke. Dennoch sind die vielen Gesichter der Sophia jetzt auf einer Ausstellung in Rom zu bewundern.

Das Glück kam in letzter Sekunde

Den Preis im amerikanischen Fernsehquiz, eine 8tägige Berlin-Reise, gewann das Ehepaar Hayes aus Kansas. In Berlin wollten sie ein kleines Mädchen adoptieren, fanden aber bis zur Abreise keines. Da drängte sich im letzten Augenblick Herta Ackermann mit Monika, 3½, zu ihnen durch. Sie lebt im Lager und möchte ihr Kind in besseren Verhältnissen wissen. Klein-Monika fand Gefallen bei den Amerikanern und soll bald zu ihnen kommen. Nur die Bezahlung der Reise macht allen Beteiligten noch großes Kopfzerbrechen. Keiner hat soviel Geld.

Adoptiveltern Betty und Richard Hayes

Mutter und Kind aber müssen sich trennen



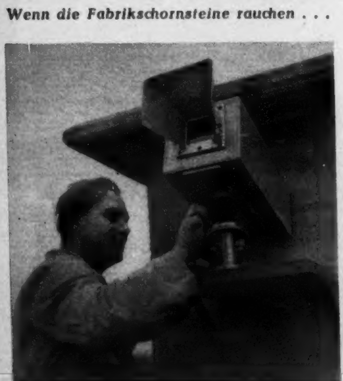
Witze ohne Politik

Giovanni Guareschi, der schnauzbärtige Autor des weltbekannten „Don Camillo und Peppone" und Herausgeber der politisch-satirischen Wochenschrift „Candido", war ein leidenschaftlicher Verfechter der monarchistischen Restauration in Italien — so leidenschaftlich, daß er wegen Verleumdung des inzwischen verstorbenen Ministerpräsidenten de Gasperi im „Candido" zu einem Jahr und acht Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Nach Verbüßung seiner Strafe erklärte jetzt Guareschi bitter: „Ehe ich in der Politik meinen Humor verliere, gebe ich sie endgültig auf."

Das Auge der Sekretärin wacht: Reine Luft für die geplagten Nachbarn der Fabrik

Bitte, macht doch nicht soviel Qualm!

Wenn die Fabrikschornsteine rauchen . . .



. . überträgt es die Kamera ins Büro

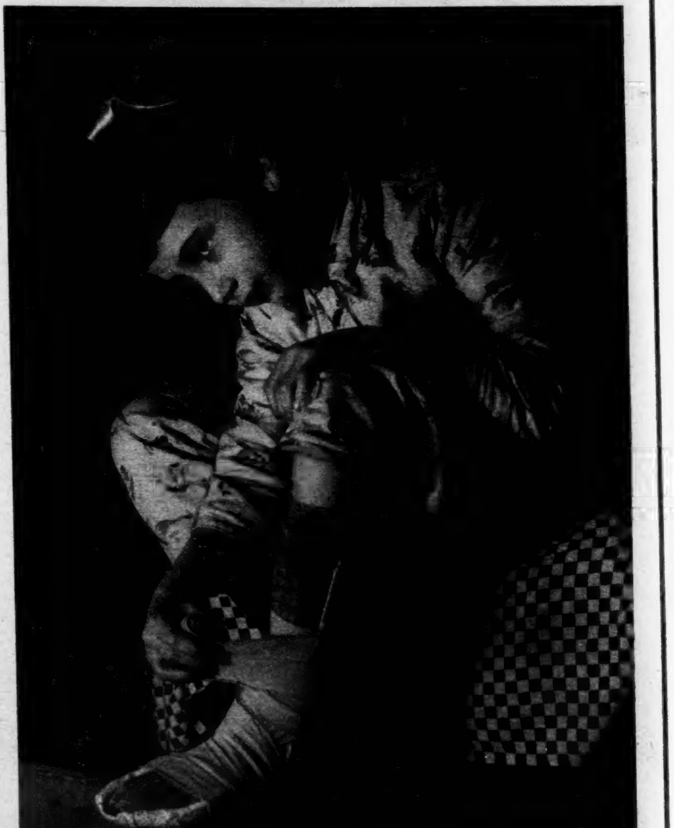
Vor einigen Monaten hat der Stern in einer Reportageserie zur Bekämpfung des Feindes aller Großstädter, des Staubes, aufgerufen. Die alarmierenden Ergebnisse unserer Staubmessungen in allen größeren Städten Deutschlands haben an manchen Stellen den guten Willen der Industrie auf den Plan gerufen. So auch in Neckarsulm, wo eine bekannte Kolbenfabrik jetzt eine einfache, nicht sehr kostspielige Lösung des gesundheitsgefährdenden Problems gefunden hat: gegenüber den beiden 40 m hohen Fabrikschornsteinen wurde eine Fernsehkamera aufgestellt, die ständig die Rauchentwicklung unter Kontrolle hat. Der Bildschirm eines Fernsehempfängers, der im Büro der Firma steht, wird von einer Sekretärin beobachtet. Zeigen sich auf dem Bildschirm qualmende Schlote, bedient die Sekretärin einen Alarmknopf. In der Gießerei wird dann sofort die Ölzufuhr reguliert, und in der nächsten Sekunde verlassen nur noch harmlose weiße Lämmerwölkchen die Schornsteine. Jahrelang vorher war es trotz vieler Versuche nicht möglich gewesen, die Rauchentwicklung zu verhindern, weil die Flammen in den Öfen durch die Zufuhr verschiedener Ölmengen nicht gleichbleibend gehalten werden konnten.

Er redet immer von Mord

„Ich werde dich und mich umbringen", sagte Paul Archambaud aus Paris zu allen Frauen, die er liebte. Aber die schöne und ehrgeizige Barfrau Dorothea lächelte nur. Paul versprach ihr goldene Berge und ein Engagement als Sängerin. Nichts wurde jedoch wahr, dafür betrog er sie und heiratete eine andere. Das verstimmte Dorothea, die inzwischen Karriere gemacht hatte, und sie gab ihm den Laufpaß. Nach ihrer Premiere bestürmte Paul sie, bei ihm zu bleiben. Dorothea blieb kühl. Da griff er zur Pistole und feuerte dreimal. In seiner Wohnung beging er Selbstmord. Dorothea konnte im Krankenhaus gerettet werden. Pauls Tod ist ihr gleichgültig; sie fürchtet nur um ihre Stimme, ein Stimmband war verletzt.

Enttäuschter Liebhaber P. Archambaud

Kabarettsängerin Dorothea vom Montmartre



Die „Nachtschiene" bandagiert sich Valerie stets selbst

Nun darf sie Schneewittchen spielen

Es war der sehnlichste Wunsch der kleinen Valerie Tod aus Manchester in England, einmal das Schneewittchen zu spielen (links). Als sie vor Monaten nach einem Unfall aus dem Krankenhaus kam, hatte sie ein kürzeres Bein und mußte eine Schiene tragen. Die Erwachsenen bemitleideten sie. Aber die Neunjährige biß die Zähne zusammen. „Nun erst recht", sagte sie und nahm ihre Ballettstunden wieder auf. Eine deutsche Orthopädin lehrte sie, trotz Schiene sicher zu gehen. Und das Wunder geschah. Valerie kann wieder tanzen. Niemand wird Schneewittchen anmerken, welche Kraft und welche Willensanstrengung jeder Schritt kostet.

Das Licht erlosch

Vergeßlichkeit kostete fünf Kindern das Leben

Zwanzig Jahre lang hat Schwester Walburgada als Säuglingspflegerin die ersten Lebenstage winziger Babys überwacht. Sie war voll gewissenhafter Fürsorglichkeit, ständig hilfsbereit und opferwillig; und niemals zählte sie ihre Arbeitsstunden. Viele der Kleinen dankten ihr mit ihrem ersten Lächeln, und die Mütter liebten sie. Bis der 14. Dezember 1956 kam und sie aus der Anonymität ihres stillen Lebens herausriß und in das grelle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit stellte. Am Abend vor diesem Tage wurde dem Bonner St.-Franziskus-Hospital vom Elektrizitätswerk mitgeteilt, daß der Strom ausfallen müsse. Man steckte im Hospital als Notbeleuchtung Kerzen an. Die Krankenzimmer hatten den schummerigen Glanz weihnachtlicher Festlichkeit. Und Schwester Walburgada machte mit einer Kerze zu später Stunde noch einen letzten Gang in ihrem Bezirk, dem Zimmer, in dem in ihren Körbchen fünf Säuglinge fröhlich krähten und quäkten. Das jüngste der Kleinen war vier Tage alt, das älteste zwei Wochen. Schwester Walburgada lächelte ihr gewohntes Gute-Nacht-Lächeln. Sie wußte nicht, wie tief sie jetzt schon in tragisches Verhängnis verstrickt war. Kurz vor vier Uhr früh entdeckte man, daß es im Säuglingszimmer brannte. Und etwas später hörten fünf Mütter, fassungslos vor Schmerz, daß ihre Kinder tot seien. Es kamen Beamte der Kriminalpolizei und der Staatsanwalt, um zu klären, wie das Verhängnis möglich wurde. Im Zimmer der Säuglinge war ein elektrischer Kocher, mit dem man den Kleinen die Milch warm hielt, abgestellt gewesen. Er wurde kalt, als der Strom ausfiel, und er wurde wieder heiß, als der Strom wiederkam, da vergessen war, ihn abzustellen. Er begann zu glühen, entfachte einen schwelenden und heimtückischen Brand, der schließlich an dem Holz des Fußbodens fraß und mit giftigem Qualm fünf Leben erstickte.

Als Muster an Gewissenhaftigkeit *galt die Säuglingsschwester des Hospitals. Schwester Walburgada betreut bereits seit 20 Jahren Säuglinge, und die Mütter liebten ihre heiter-behutsame Art. Man weiß von ihr, deren Dienst um 5.30 Uhr beginnt und nie vor 22 Uhr zu Ende ist, daß sie kranke Säuglinge nachts zu sich in ihr Zimmer nahm, um ständig helfend bereit zu sein*

Fünf Baby-Körbchen *standen um den schwelenden Brand, der an dem Zimmerboden fraß. Vier Quadratmeter Fußbodenbelag mußten die Feuerwehrleute herausreißen, da sich das glühende Kochgerät durch die Bodenbalken gefressen hatte und unten weiterglühte.* ⇦ *Der heimtückische Brand erzeugte den dichten und giftigen Qualm, an dem die Kleinen erstickten*

Ihr erstes Kind *verlor Frau V. bei dem verhängnisvollen Brand. Sie ist 21 Jahre alt, und sie erzählt, daß bereits ihre Mutter von Schwester Walburgada fürsorglich gepflegt worden war. Was immer auch geschehen sei, so versicherte sie, immer werde sie bedenkenlos jedes ihrer Kinder, auf die sie noch hoffe, in die Fürsorge der Schwester Walburgada geben* ⇨

Einer kam

Dies ist die abenteuerliche Geschichte des deutschen Fliegers Franz von Werra, deren Veröffentlichung sowohl vom OKW als auch von der englischen Zensur verboten wurde

Die Sonne erhob sich an diesem Tag um 5.19 Uhr mitteleuropäischer Zeit. Ihr Licht war rot und satt, es funkelte in den Tautropfen der fetten, normannischen Wiesen und verwandelte das Meer vor der französischen Küste in einen violetten Teppich. Ein leichter Seewind begann zu blasen, flappte in den Vorhängen der Zelte und raschelte in den Blättern der Zeitung, die Simba, der Löwe, auf die Wiese geschleppt hatte, um damit zu spielen. Er blinzelte, schlug die Krallen in das Papier und zerriß es in lange Streifen, die der Wind forttrug. Nach einer Weile wurde er des Spiels müde, erhob sich, streckte sich ein wenig und schlich davon zur Feldküche. Die Sonne stieg, ihr Licht wurde weiß, die Tautropfen erloschen. Das Meer verlor seinen violetten Farbton und hüllte sich in ein bleifarbenes Gewand, aus dem mitunter die weißen Schaumkappen der Wellen blitzten. Von weither kam der Klang von Kuhglocken, ein Traktor tuckerte, Staubfahnen auf den Feldwegen verrieten, daß die Bauern zur Arbeit ausrückten, ein Milchwagen rollte mit schepperndem Geräusch an dem Feldflughafen vorbei.

„Taschenberger", sagte eine Stimme aus einem der Zelte. Der Fahrer des Kommandeurs blieb stehen und schaute sich um. Er sah einen nackten, mittelgroßen Mann, der sich vor einem Stück Spiegelglas rasierte, im Halbdunkel eines Zeltes stehen.

„H
gen
„Is
„R
jutan
er b
ang
Mun
„I

Kein Roman, sondern ein Tatsachenbericht, der nach amtlichen Dok

ndurch

n Flie-
l vom
wurde

em Ge- vorbei. Stimme hrer des schaute , mittel- em Stück bdunkel

„Herr Oberleutnant?" sagte er fragend.

„Ist der Kommandeur schon auf?"

„Rasiert sich auch gerade." Der Adjutant schwieg einen Augenblick, weil er bei einer delikaten Stelle am Kinn angelangt war. Dann öffnete er den Mund und sagte:

„Ich bin in zehn Minuten bei ihm."

„Jawoll, Herr Oberleutnant."

„Und sagen Sie dem Koch, er soll mir einen starken Tee machen." Taschenberger wartete einen Augenblick, ob noch weitere Befehle kämen, sagte nochmals „jawoll" und trollte sich. Eine Minute später trat der nackte Adjutant vor das Zelt. Er blickte sich um, griff nach einem Eimer voll Wasser und goß sich

lichen Dokumenten geschrieben wurde

➡

die Hälfte des Inhalts über Kopf und Leib. Dann seifte er sich ein und benutzte die andere Hälfte des Wassers, um die Seife wieder zu entfernen. Er war nicht übermäßig groß, aber sehr gut gebaut, etwa wie ein Boxer der Bantam-Klasse, drahtig und von der Sonne tiefbraun gebrannt. Seine blonden Haare glänzten dunkel, er preßte das Wasser aus ihnen, ergriff einen zweiten Eimer und stülpte sich den Inhalt über den Kopf. Dann steckte er einen Finger ins rechte Ohr, hüpfte auf der Stelle und schüttelte das Wasser heraus.

In diesem Augenblick begann es hinter den Hecken, die den Zeltplatz abschlossen, dumpf zu knurren. Es war ein garstiges Geräusch für jemand, der es nicht kannte. Das Knurren steigerte sich momentan zu einem wilden, röhrenden Gebrüll, das langsam abschwoll und wieder anstieg. Eine dicke Staubwolke hob sich hinter der Hecke empor und verbreitete sich über die Wiese.

„Diese Schweine", sagte der Adjutant ohne jeden Zorn, trat in das Zelt zurück und schloß die Klappen. Während das Geräusch der Flugzeugmotoren draußen langsam verstummte, fiel sein Blick auf den Kalender. Er riß das oberste Blatt ab und las das neue Datum: Donnerstag, 5. September 1940. Darunter stand der Spruch des Tages: „Niemand kann am Morgen sagen, was der Abend bringen wird!"

Der Staffellöwe Simba *war Franz von Werras Talisman. Im Winter 1939/40 war Franz von Werra wegen dieses Löwen ein beliebtes Objekt der deutschen Kriegsberichterstatter. Unzählige Fotos gingen damals von ihm durch die Illustrierten. Zum größten Bedauern der Staffelpiloten waren die Me 109 so eng gebaut, daß Simba niemals als Talisman an einem Feindflug teilnehmen konnte*

Niemand kann am Morgen sagen . . .

Seit dreiundzwanzig Tagen befand sich die deutsche Luftwaffe im Angriff auf England. Dreiundzwanzig Tage flogen Jagd- und Kampfmaschinen einen Angriff nach dem anderen auf die Insel, um das etwas großmäulige Versprechen des Reichsluftmarschalls Göring wahrzumachen, daß „die Möwen zu Fuß gehen werden, wenn die deutsche Luftwaffe England angreift". Nun, möglicherweise gingen die Möwen drüben schon zu Fuß. Doch die englischen Jäger taten es jedenfalls nicht. Woher die Engländer ihren Nachschub an Fliegern nahmen, wußte niemand. Studenten und Reservisten wahrscheinlich. Jedenfalls waren sie immer wieder da, griffen die Bomberverbände an, verwickelten die deutschen Jagdverbände in Einzelkämpfe und verhinderten eine planmäßige Vernichtung der AIR FORCE, die der großen Invasion „Seelöwe" vorausgehen mußte. In Dünkirchen hatten die Briten sich nicht allzu interessiert gezeigt, aber jetzt ging es um die Wurst, und der Tommy war zäher, als irgend jemand geglaubt hatte.

Der Adjutant schob seinen Fliegerpaß in die Brusttasche, nahm einen Brief von der Kiste und steckte ihn neben den Paß. Der Brief war an Fräulein Elfi Traut gerichtet, deren Bild mit einer Büroklammer an der Leinwand über dem Feldbett befestigt war. Er betrachtete es einen Augenblick; ein leichtes Gefühl des Stolzes überkam ihn. Elfi war ein bildschönes Mädchen, mit einem schmalen, rassigen Kopf, mit großen, dunklen Augen und tiefbraunem Haar, das wie eine Kappe an den Schläfen vorbeiströmte. Oberleutnant Franz von Werra zwinkerte dem Bild mit einem Auge zu, schob die Mütze auf den Kopf und trat hinaus in den Sonnenschein. Sannemann, der Technische Offizier, stand bereits neben dem Tisch am Gefechtsstand und studierte eine Karte, die mit Reißzwecken auf der Holzplatte befestigt war.

„Moin, Sanni, was macht meine Kiste?"

„Ist klar", sagte Oberleutnant Sannemann und maß mit Daumen und Zeigefinger eine Entfernung ab. Dann griff er nach einem amtlichen Schreiben, zog es aus dem steifen Umschlag und reichte es dem Adjutanten. „Wenn du dich amüsieren willst", sagte er. „Bitte . . ."

Oberleutnant von Werra überflog das Schreiben. Es war eine Untersuchung der drei Typen von Jagdflugzeugen, die über dem Kanal von beiden Seiten eingesetzt waren: der deutschen „Messerschmitt 109 E", der englischen „Hurricane" und der „Spitfire". Er las und murmelte halblaut:

„Hurricane etwas überlegen . . . hm . . . Spitfire kurvt besser . . . ha, das haben die auch schon gemerkt . . . Spitfire bessere Höhenleistung . . . worauf du dich verlassen kannst . . ." Er begann zu lachen. Plötzlich brach er ab und runzelte die Stirn. Das verschmitzte Grinsen, mit dem er gewöhnlich die Welt begrüßte, erlosch. Ein anderer Mann kam zum Vorschein — ernster, nachdenklicher, gezeichnet von einem dreiundzwanzigtägigen Kampf, in dem ein Einsatz den anderen jagte, mit dünnen, scharfen Falten neben den Mundwinkeln, die verrieten, wie ihm diese „Schlacht um England" zugesetzt hatte.

„Hör dir das an, „Sanni", sagte er empört. „Die anderen steigen besser, kurven besser, schießen besser. Das steht alles in dem Bericht von Galland. Aber dann hat irgend so ein Propagandaheini daruntergesetzt: „Dennoch kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Me 109 heute immer noch der beste Jagdeinsitzer der Welt ist."

„Ja", sagte der Technische Offizier. „Ich habe es gelesen. Zum Schreien, was?"

„Was ist zum Schreien?" fragte eine Stimme. Die beiden Offiziere fuhren herum, grüßten und sagten: „Morgen, Herr Hauptmann!"

„Moin, ihr beiden. Was gibt's?"

„Der Bericht von der Luftwaffenerprobungsstelle Rechlin."

„Ja", sagte Hauptmann von Selle, der Gruppenkommandeur, „das ist nun mal die amtliche Meinung. Da können wir nichts tun. Habt ihr schon gefrühstückt?"

Sie aßen Eier mit Speck, Weißbrot, Marmelade — das meiste aus Beständen, die die Engländer entgegenkommenderweise bei Le Mans zurückgelassen hatten, als der deutsche Vormarsch in Frankreich ein wenig zu stürmisch wurde. Sie tranken Kaffee und Tee, aßen mit dem gesunden Hunger von jungen Leuten, die einen harten Tag vor sich haben. Sie saßen in englischen Beutefeldstühlen, während sie frühstückten, und zwischendurch sprachen sie vom Dienst.

„Acht Uhr sechsunddreißig über Cap Gris Nez", sagte der Adjutant etwas undeutlich, da er den Mund voller Ei und Toast hatte. „Hoffentlich sind die Brüder heute pünktlich." Er meinte die Kampffliegerverbände, zu deren Jagdschutz die Gruppe heute starten sollte.

„Ärger hat man", sagte von Werra und stellte den Rest seines Rühreis auf den Fußboden neben dem Stuhl. „Komm her, Simba, mach den Teller sauber." Er kraulte das Fell des jungen Löwen und sagte: „Niemand kann am Morgen sagen, was der Abend bringt."

„Ha, was?" fragte der Kommandeur und verschluckte sich fast an seinem Kaffee. „Seit wann sind Sie unter die Philosophen gegangen, Franzl?"

„Das stand heute früh auf meinem Kalenderblatt", erklärte der Adjutant und riß eine Packung englische Zigaretten auf. „Ganz hübscher Spruch, nicht wahr, Herr Hauptmann?"

„Ich will dir sagen, was der Tag bringt", meinte der Technische Offizier und nahm eine Zigarette aus der Packung. „Erstens Hitze. Zweitens Spitfire und Hurricanes. Und drittens haben wir heute abend eine Einladung bei den Ärzten. Big-Fella-Kai-Kai. Ringelpietz mit Anfassen. Unter anderem wird getanzt."

Der Kommandeur warf einen Blick auf seine Fliegeruhr. „Start um Acht Uhr siebenundzwanzig", sagte er, „und bitte keine Extratouren heute, wenn wir drüben sind. Der Stabsschwarm bleibt zusammen, verstanden?"

„Ja'oll, Herr Hauptmann", sagte der Adjutant. Von Selle blickte ihn einen Augenblick scharf an und ging dann weg. Er kannte seinen Adjutanten, dem die Jagd auf freier Wildbahn mehr zusagte, als der sture Geleitschutz.

. . . was der Abend bringen wird!

Die 32 Flugzeugführer hatten sich fertig gemacht und stiegen in die Cockpits ihrer Maschinen. Mit Schwimmweste, FT-Haube, Atemmaske und Signalpistole paßten sie gerade noch in den schmalen Sitz des Flugzeugs. Sie starteten von der französischen Ortschaft Samer, südöstlich von Boulogne, in Richtung auf den Ärmelkanal. Die Maschinen waren eingeteilt in drei Staffeln und einen Stabsschwarm ,der voraus flog und die Gruppe führte.

Die letzte Maschine der Gruppe startete um 8.31 Uhr genau.

Wenige Minuten später hatten sie, in Staffeln geordnet, eine Höhe von viertausendfünfhundert Metern über Cap Gris Nez erreicht — jener Landzunge am Ärmelkanal, von der aus man die weißen Kreidefelsen bei Dover erkennen kann, 32 Kilometer entfernt. Der Adjutant wackelte mit seiner Maschine und sagte in den Sprechfunk: „Von Stella zwo an Stella eins. Sie kommen. Links."

„Stella eins, schon gesehen."*)

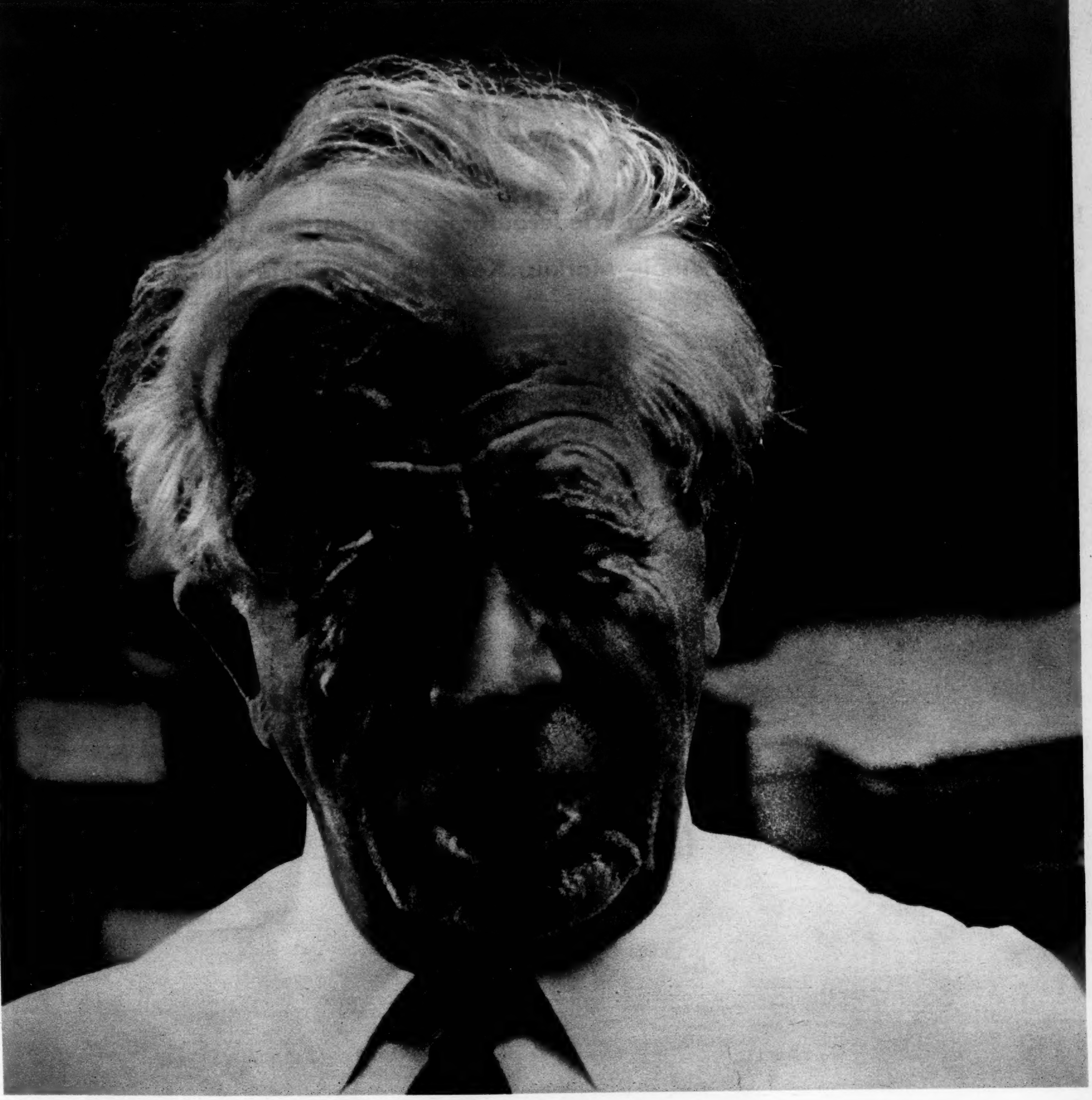
Wie ein glitzernder Heerwurm schob sich eine Schlange von Flugzeugen in dreitausend Meter Höhe von Frankreich her auf die Jagdgruppe zu.

Es waren zweimotorige Bomber vom Typ Heinkel 111, wie die Möbelwagen beladen mit Benzin und Öl, mit Spreng- und Brandbomben in vertikalen Bombenschächten. Wo der Heerwurm erschien, erzeugte er ein dumpfes murmelndes Geräusch, das noch drei Kilometer tiefer die Fensterscheiben zum Klirren brachte. Die Bauern auf den Feldern blieben stehen, hielten die flache Hand gegen die Sonne und betrachteten die

*) „Stella" war der Deckname des Stabsschwarmes der II. Gruppe, Jagdgeschwader 3, an diesem Tag. „Stella eins" war der Kommandeur, „Stella zwo" der Adjutant. Die Staffelkapitäne meldeten sich unter den Decknamen „Löwe", „Tiger", „Panther". Eine Gruppe besteht aus 3 Staffeln zu 12 Maschinen, der Stabsschwarm hat 4 Maschinen. Die Stärke einer voll aufgefüllten Jagdgruppe war mithin 40 Maschinen. Drei solcher Jagdgeschwader begleiteten den aus etwa 70 Bombern bestehenden Kampfverband auf seinem Einsatz gegen England.

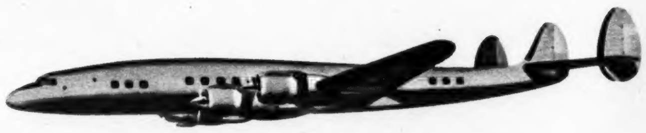
[FORTSETZUNG AUF SEITE 36]

Ein nordfranzösischer Feldflughafen *war im Spätsommer 1940 der Einsatzflughafen der Jagdstaffel von Werras. Wie seine Kameraden (links) wartete damals von Werra (oben Mitte) Stunde für Stunde stets startbereit auf den Einsatzbefehl. Sein immer wiederkehrender Auftrag hieß: Jagdschutz für die He 111-Bomber, die Ziele um London anzugreifen hatten. Wie immer hatte von Werra auch an seinem Unglückstag Ärger mit den Bombern: statt, wie befohlen, nach dem Angriff links abzubiegen, wählten die Bomberstaffeln den kürzeren Rückweg nach rechts über die Themse-Mündung. Dort gerieten sie stets in das konzentrierte Feuer der Themse-Flak. Als von Werra die Bomber auf ihrer abgeänderten Flugrichtung begleitete, wurde er abgeschossen (siehe Karte oben rechts)*



DR. VILHJALMUR STEFANSSON: FORSCHER, SCHRIFTSTELLER, ESKIMO

Zehn Winter lang lebte er als Eskimo und lernte die Arktis lieben. «Nicht eine feindliche Eiswüste, sondern ein freundliches Land der unbegrenzten Möglichkeiten», mahnte er. Die Welt horchte auf: Neue Städte entstanden in Alaska und Kanada, und neue Fluglinien führten zum Land der Mitternachtssonne.
Selbstverständlich ist Dr. Stefansson ein gern gesehener Fluggast, und ebenso wie andere Weltreisende bevorzugt er die angenehmen und luxuriösen Lockheed Super Constellation.
Der heute 77jährige Forscher arbeitet zur Zeit an seiner Autobiographie und hält eifrig Vorträge. Auf seiner nächsten Reise nach Europa, die für den kommenden Juni geplant ist, wird er das neue, noch grössere und schnellere Lockheed Luxus-Flugzeug (Modell 1649) der TWA – Trans World Airlines – benützen.



Gegenwärtig im Dienst: Die Super Constellation

ZUKÜNFTIG: DAS GRÖSSTE UND SCHNELLSTE LOCKHEED LUXUS-FLUGZEUG (Modell 1649) wird 1957 von der LUFTHANSA im Transatlantik-Dienst auf den Routen Frankfurt-New York, Düsseldorf-Paris-New York und Düsseldorf-Montreal-Chicago eingesetzt.

LOCKHEED AIRCRAFT CORPORATION

Folgende Fluggesellschaften fliegen mit SUPER CONSTELLATION in aller Welt: Air France · Air-India International · Avianca · California Eastern · Cubana · Dollar Associates · Eastern Air Lines · Iberia · KLM-Royal Dutch Airlines · LAI-Italian Airlines · LAV-The Venezuelan Airline · Lufthansa-German Airlines · Northwest Orient Airlines · Pakistan International · Qantas · Resort Airlines · Seaboard & Western · TAP · Thai Airways · The Flying Tiger Line · Trans-Canada Air Lines · TWA-Trans World Airlines · U.S. Overseas Airlines · Varig do Brazil

gab's

Das gibt's nur einmal

In unserem großen Bericht über den Wiederaufbau des deutschen Films nach dem Kriege erzählt Curt Riess heute von Winnie Markus, Karl John und dem Film „In jenen Tagen"

Käutner gründet mit ein paar anderen die Camera-Filmgesellschaft. Seine Partner sind Jochen Matthes, ein Mann aus der Berliner Konfektion, den Käutner seit Jahren kennt, der über Bankverbindungen verfügt und glaubt, Geld auftreiben zu können, und Helmut Beck, der bis Kriegsende bei der Terra arbeitete. Der soll die Produktion leiten.

Das Exposé zum ersten Film ist ja schon in seinen Grundzügen während der letzten Kriegswochen entstanden, auf einem Torpedoboot übrigens, wo Käutner eigentlich einen Kriegsmarinefilm schreiben sollte. Der Kommandant des Schiffes war Ernst Schnabel, der Schriftsteller und spätere Intendant des Nordwestdeutschen Rundfunks. Inzwischen ist auch das Drehbuch fertiggestellt worden, und zwar schon im Winter 1945/46. Käutner und Schnabel schrieben es im Bett. Dort lagen sie, sie hatten alles angezogen, was sie überhaupt besaßen, hatten Pelzmützen über den Ohren und Fausthandschuhe an den Händen, die sie immer nur abnahmen, wenn es so weit war, daß ein Satz hingeschrieben werden konnte.

Dieses Drehbuch ist ein sehr seltsames, aber ein sehr bedeutsames Werk geworden. Es handelt sich eigentlich nicht um einen Film, es handelt sich um sieben kleine Filme. Das verbindende Glied ist ein Auto, das — in jenen Tagen, das heißt in den Tagen des Dritten Reiches, durch zahllose Hände ging. Von den vermutlich zehn oder fünfzehn Besitzern sind sieben herausgegriffen. Ihr Schicksal wird erzählt, ihr Schicksal, das, wie alle anderen Schicksale in jenen Tagen, unlöslich mit jenen Tagen verkettet war.

Als Käutner das Drehbuch beendet hat, ist er nicht sicher, was die Briten dazu sagen werden. Die sagen nichts. Die Zensur ändert keine Zeile. Der Film kann beginnen.

Nichts ist da . . .

Die Vorbereitungen beginnen mit der Beschaffung des Materials. Es gibt keinen Rohfilm in Deutschland, keine Kamera, keine Beleuchtungskörper. Die englische Wochenschau „Welt im Bild" leiht Käutner eine Kamera. Eine englische Kamera? Nein, eine deutsche Kamera.

Wie klein doch die Welt ist. Wolfgang Liebeneiner, der es Käutner ermöglichte, sich rechtzeitig von Berlin abzusetzen, hat sich selbst abgesetzt — in die Lüneburger Heide —, wo er mit seiner Frau, Hilde Krahl, einen Film dreht. Und die Kamera, mit der der Film gedreht wurde — beileibe nicht fertig gedreht wurde —, fiel als Kriegsbeute in die Hände der Briten, und diese Kamera wird Käutner geliehen . . .

Aber Schienen, Schienenwagen, Kabel gibt es nicht. Der Rohfilm muß von den Briten zusammengebettelt werden, hundertmeterweise — und oft wird der Film unterbrochen werden müssen, weil einfach kein Rohfilm mehr da ist. Die Pausen dauern zwei, drei, manchmal vier Wochen.

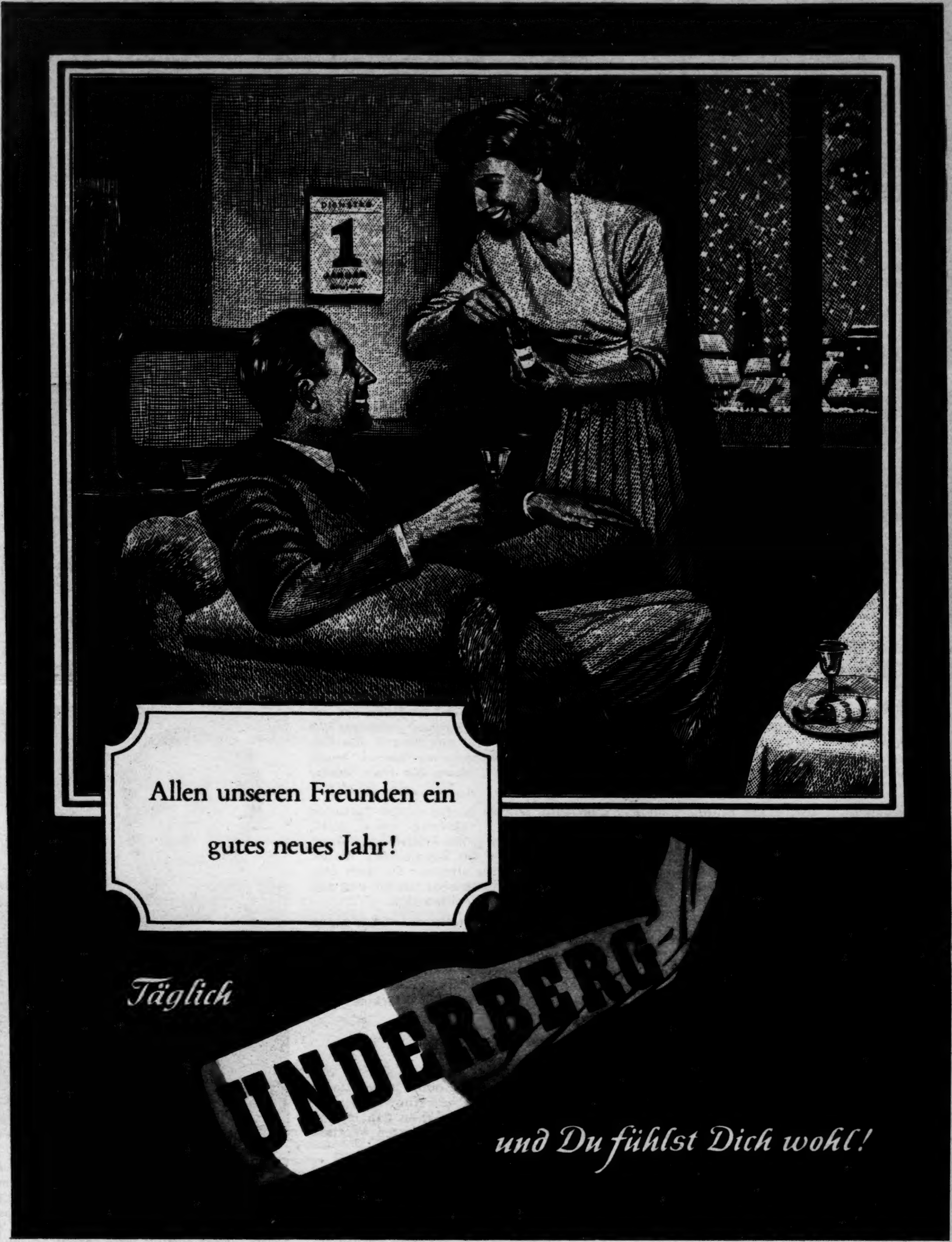
Der Beleuchtungspark: Die Scheinwerfer von zwei alten Lastwagen. Die Batterien? Organisiert! Wie? Wo? So etwas fragt man nicht in diesen Tagen.

Die Gewehre, die in diesem Film vorkommen, sind aus Holz geschnitzt. Das Holz muß aber auch erst organisiert werden. Die Kostüme — schließlich müssen die Schauspieler ja irgend etwas anzuziehen haben — werden privat ausgeliehen.

Käutner kann seine Schauspieler nicht wählen. Was nützt es ihm, daß einer, der die Idealbesetzung für eine bestimmte Rolle wäre, frei ist, aber in München oder in Wien sitzt? Was hilft es ihm, wenn die Frau, die die Hauptrolle einer Episode spielen sollte, in Köln Theater spielt? Er kann ja niemanden nach Hamburg holen. Er kann — von wenigen Ausnahmen abgesehen — nur mit denen rechnen, die an Ort und Stelle sind, in Hamburg also, allenfalls in Hannover, Braunschweig oder Berlin.

Er kann ihnen nicht viel Geld anbieten. Die meisten Schauspieler erhalten zweitausend Mark. Dafür bekommt man da-

Winnie Markus *hat an Beliebtheit beim deutschen Filmpublikum nichts eingebüßt. Ihr Name war vor 1945 ein Begriff und ist es bis heute geblieben. Hier sehen wir sie mit Hans Kubaschewski, dem Generaldirektor der amerikanischen Filmgesellschaft Warner Bros. in Deutschland, beim Münchner Filmball 1956. Kubaschewski ist der Mann der Ilse Kubaschewski, Chefin der in München ansässigen Gloria-Film. – Wie Winnie Markus fast in den ersten Nachkriegstagen umgekommen wäre, ehe sie auf vielen Umwegen den* ⇦ *Anschluß an Bühne und Film wiederfand, darüber berichten wir in dieser Fortsetzung*



Auslandsvertretungen: Belgien: N.V. Parcimonia · Vleminckveld 28 · Antwerpen/Belgien · Tel.: 32 10 87 — Holland: T. van Heeswijk · Roermond/Holland Oranjelaan 5 · Tel.: (K 47 50) 34 80 — Österreich: A. Resch · Wien I · Stephansplatz 10 · Tel.: U 25-300 — Schweiz: Underberg Handels A.G. · Zürich 4 Tellstraße 31 · Tel.: 25 36 76/77 — USA: Underberg Bitter Sales Co. · Bronx Terminal Market Sect. 73 A · New York 51 N.Y./USA · Tel.: LUdlow 5-0668

Bitte

sagen ist nicht nötig, wenn Sie den 240 seitigen Photohelfer mit den herrlichen Bildern und praktischen Ratschlägen anfordern von der Welt größtem Photohaus. Er enthält auch alle guten Markenkameras, die PHOTO-PORST mit 1/5 Anzahlung, Rest in 10 Monatsraten bietet. Ein Postkärtchen genügt.

DER PHOTO-PORST Nürnberg A 38

Vaterland

Winterpreise

Herrenr. kompl. ab 79.-
m. Stoßdämpf. ab 83.-
Sport-Tourenr. ab 99,-
dto. mit 3 Gang 120,-
Buntkatalog m. 70 Mod.
Leichtlaufr., Roller u.
Dreiräder gratis
Moped 1. Klasse n. Wahl
Nähmaschinen ab 290,-

Moped oder Nähm.-Prosp. kostenl. Auch Teilzlg.

VATERLAND-WERK-NEUENRADE i. W. 40

Böser Husten

hartnäckiger Katarrh · Asthma · Bronchitis

werden nachhaltig bekämpft durch Silphoscalin, das seit über 30 Jahren überzeugend bewährte Spezialpräparat auf pflanzlicher Basis, frei von schädigenden Stoffen. Silphoscalin beeinflußt wirksam Verschleimung, Hustenreiz und Entzündungen, stärkt Atmungsorgane und Nerven. Vieltausendfach im Gebrauch. 80 Tabletten DM 2.65 (Kleinpackung DM 1.45) in den Apotheken. Verlangen Sie kostenlos Broschüre S — 3 — von der

Fabrik pharmaz. Präparate Carl Bühler, Konstanz

RADAR-Schlank

für »sie« und »ihn«! fettabbauende, mobilisierende, straffende Schlankheitscreme, nach dem New Yorker BLC-Rezeptur-Verfahren in Europa hergest., seine Wirkbasis n. d. modernsten Erkenntnissen vervollständigt.

Was die Hormone

in ihrer natürlichen Funktion als Schlankheitsfaktoren besorgen, das gibt Ihnen jetzt

RADAR-Schlank

die hochwirksame, absolut unschädliche, aromatische BLC-Schlankheitscreme, ohne Hungern - ohne Kräfteabbau! Gewichtsabnahmen von 2—4 Pfund wöchentlich sind uns bestätigt worden, die Glücklichen können genannt werden.

Bei VORAUSZAHLUNG mit Prospekt in DEUTSCHLAND: Standard-Cremetopf DM 7,95 - Doppel DM 12,50 - LUXUS-KRUKE DM 9,- - EXTRA STARK pro Topf DM 4,- Zuschlg., Nachn. 0,80 Pfg. mehr. AUSLAND entsprechende Erhöhung.

RADAR SLIM LTD. NEW YORK 19., N. Y.

Bestell. in Deutschl.: Fa. SCHLOSS, HANNOVER, Postfach St. Zahlungen auf Postscheckkonto 1684 40 Hannover

Der Mann, um den sich heute alles dreht, *den Hollywood als Gast verpflichtet hat, und der zu den größten Regisseuren der Gegenwart gehört: Helmut Käutner. Nach seinem großartigen Film „In jenen Tagen“ 1947 war es lange Jahre um ihn still. Er war bekannt für gute Filme — aber Kassenschlager? Vorsicht vor Käutner! So raunte die Branche. Mit dem „Hauptmann von Köpenick“ bewies Käutner das Gegenteil. Hier sehen wir Käutner auf einem Karussell. Neben ihm Hans Söhnker*

mals ungefähr acht Pfund Butter. Und er kann ihnen das Geld nicht auf einmal auszahlen. Die Schauspieler bekommen Geld, wenn welches da ist; meist ist keins da. Allerdings sind die Schauspieler an dem Film beteiligt, und er wird später beträchtliche Summen einspielen. Aber das hilft nicht, den Hunger in jenen Tagen des Winters 1946/47 zu stillen.

Die in Hamburg lebenden Schauspieler bekommen natürlich ihre Lebensmittelkarten. Aber die anderen, die für den Film nach Hamburg kommen, haben nicht einmal die. Natürlich würden sie nach einigen Monaten Lebensmittelkarten erhalten, wenn sie dann noch in Hamburg wären. Aber das können sie nicht riskieren. Dann wären sie vermutlich verhungert.

Einer der ersten Beschlüsse der Camera-Filmgesellschaft ist: Die ganze Belegschaft muß jeden Tag eine warme Mahlzeit erhalten. Das ist schon viel. Die meisten Mahlzeiten bestehen allerdings aus Kohlrübensuppe. Aber selbst die schmeckt.

Wer spielt mit? Da ist vor allen Dingen das Auto. Es spielt ja sozusagen die Hauptrolle. Es wird von vielen Autos dargestellt. Das Wrack auf dem Autofriedhof zu finden ist kein Problem. Es gibt überall in Deutschland Autofriedhöfe. Aber das Auto, wie es in den ersten Episoden „auftritt“, das funkelnagelneue Auto, bietet schon viel größere Schwierigkeiten. Woher soll man das bekommen? Woher nehmen und nicht stehlen? Da doch alle Autos, die noch halbwegs fahren, von den Siegern requiriert worden sind.

Die Firma Opel stellt schließlich einen Wagen. Die Stimme des Autos — es erzählt ja die ganze Geschichte — wird von Helmut Käutner geliefert.

Wer spielt sonst mit? In der ersten Episode sehen wir: Winnie Markus, Karl John und Werner Hinz.

Die Markus

Winnie Markus ist, seit sie in der „Geierwally“ filmte, eine junge Dame geworden, zart und von einer melancholischen Schönheit. Sie hat in den letzten Kriegstagen und in den ersten Wochen nach dem Krieg viel erlebt.

Noch im Januar 1945 soll sie in eine Fabrik kriegsverpflichtet werden, um dort Zifferblätter für Uhren mit Phosphor zu bemalen. Sie will sich drücken und fährt mit ihrer Mutter nach Schwanstadt, einem kleinen österreichischen Städtchen. Aber in Berlin weiß man genau, wo sie ist. Ein Beauftragter der Kulturkammer kommt, um sie für einen Film „Der Geliebte meiner Jugend“ zu verpflichten. Sie sagt, sie sei krank.

Da kommt ein Anruf des Produzenten Otto Heinz Jahn. Jahn erklärt Winnie Markus, sie müsse unbedingt sofort nach Berlin kommen. Es handele sich um eine große Sache. Achtzig Männer sollen mitwirken — als Schauspieler, Bühnenarbeiter, Maskenbildner, Kameramänner usw. Wenn der Film nicht gedreht wird, werden die achtzig jetzt u.k. gestellten Männer an die Front müssen. Jahn deutet das alles nur an. Er deutet auch an, daß man nach ihrem Eintreffen Berlin sofort verlassen werde, um Außenaufnahmen zu machen.

Winnie Markus weiß genug. Sie sagt zu.

Am 4. April kommt sie in Babelsberg an. Das erste, was sie hört, ist, daß man sofort mit den Außenaufnahmen beginnen wird. Die Autos stehen schon bereit. Aber sie kommen nur bis nach Potsdam. Dort werden sie während eines Fliegerangriffs zerstört. Ein anderer Wagen wird aufgetrieben. Winnie Markus fährt weiter, in der Hoffnung, irgendwo über die Elbe zu kommen. Sie kommt aber nur bis Zauch-Belzig. Als sie dort anlangt, ist es schon zu spät. In dem kleinen Nest will sie die Russen nicht erwarten. Also kehrt sie nach Berlin zurück. Sie findet schließlich Unterschlupf in der Villa eines ihr unbekannten Herrn Emmerich in Babelsberg, als die Russen dort einrücken. Zuerst sieht es halb so schlimm aus. Insbesondere Winnie Markus kann nicht klagen. Die Russen benehmen sich ihr gegenüber anständig. Das kommt wohl vor allen Dingen daher, daß sie tschechisch spricht, sich also mit ihnen verständigen kann.

Als ein Bekannter von ihr, der sie besucht hat, vor dem Haus von einem Russen angehalten wird, interveniert sie auf tschechisch. Der Russe versteht nicht. Er nimmt seine Maschinenpistole und schießt. Dann läuft er entsetzt davon.

Winnie Markus glaubt zuerst, daß gar nichts passiert ist. Sie spürt keinen Schmerz. Dann sieht sie, daß ihr linkes Bein stark blutet.

Das Bein muß amputiert werden

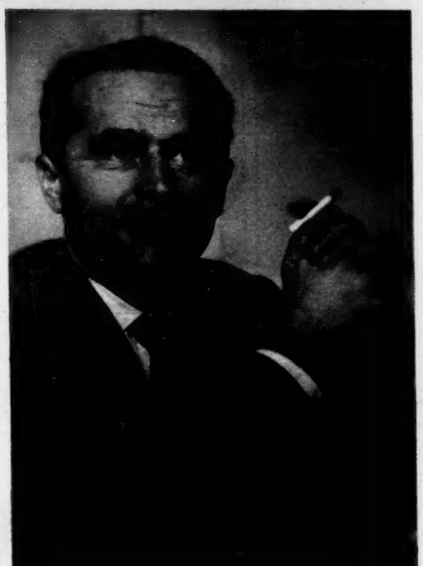
An sich ist die Verletzung nicht allzu gefährlich. Aber es findet sich kein Arzt, um die Kugel zu entfernen. Es ist kein Verbandsmaterial da. Den Vorschlag, sich in ein russisches Lazarett legen zu lassen, lehnt Winnie Markus ab. Blutvergiftung tritt ein. Dr. Boris Rohde, ein Chirurg aus Berlin, hört von der Geschichte. Irgendwie kommt Dr. Boris Rohde nach Babelsberg. Er untersucht Winnies Bein und fällt das Urteil: „Amputieren!“

Winnie ist zu schwach, um zu protestieren. Aber glücklicherweise hat Dr. Rohde nicht die nötigen Instrumente bei sich. Er muß also am nächsten Tag wiederkommen. Diesmal wehrt sich die Patientin. Wie kann sie mit einem Holzbein weiterleben? Sie ist Schauspielerin. Ihr Körper ist Voraussetzung ihres Berufes.

Der Arzt fragt sie, ob sie ihr Leben aufs Spiel setzen will. Winnie nickt. Sicher will sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Was wäre ein Leben nach der Amputation? Der Arzt zuckt die Achseln. Man kann es ja mit einer Notoperation versuchen. Sie wird auf einem Gartentisch vorgenommen. Betäubungsmittel sind kaum vorhanden. Von den dreißig Minuten, die die Operation dauert, ist Winnie Markus zwanzig Minuten bei vollem Bewußtsein. Die Kugel wird nicht gefunden. Es besteht also immer noch Lebensgefahr. Es ist also immer noch nicht sicher, ob das Bein gerettet werden kann. Das Fieber steigt. Verbandsmaterial gibt es nicht. Die Tampons, die in die Wunde eingeführt werden, sind aus Papier.

Das geht drei Wochen so. Einmal war Winnie Markus ein berühmter Filmstar. Jetzt ist sie nur ein Stück Elend. Jetzt hat sie furchtbar Hunger. Denn in diesen drei Wochen bekommt sie kaum etwas zu essen. Da sie keinen Paß besitzt, erhält sie auch keine Lebensmittelkarten. Und selbst diejenigen, denen Lebensmittelkarten zugeteilt werden, hungern furchtbar.

Der Produzent Jahn veranlaßt schließlich Winnies Überführung ins Krankenhaus Babelsberg. Das hört sich so einfach an. Aber das ist entsetzlich schwierig. Dazu bedarf es zahlreicher Genehmigungen. Ein Auto? So was gibt es um diese Zeit gar nicht. Die Patientin muß den ganzen Weg getragen werden, von zwei Män-



Ernst Schnabel *war im Krieg Kommandant eines Torpedobootes und hatte den Regisseur und Drehbuchautor Helmut Käutner an Bord, der einen Film über die Marine drehen sollte. Daraus wurde zwar nichts, aber beide schrieben das Exposé für den Film „In jenen Tagen“. Schnabel, der eine Zeitlang Intendant des Nordwestdeutschen Rundfunks war, lebt heute als freier Schriftsteller*

Das Auto, *das in allen Episoden des Films „In jenen Tagen“ die Hauptrolle spielt. Links Margarete Haagen, neben ihr Isa Vermehren*

nern, die vor Hunger so entkräftet sind, daß sie sich kaum schleppen können.

Im Krankenhaus entsetzliche Überfüllung. Winnie muß auf dem Korridor liegen. Man müßte das Bein röntgen. Aber das geht nicht, denn es gibt keinen Strom. Die Potsdamer Konferenz hat gerade begonnen, und aller Strom wird für die großen Tiere benötigt, die dort zusammengekommen sind, um über Deutschlands Zukunft zu beraten.

Drei Operationen. Erst bei der dritten wird die Kugel gefunden. Der Arzt ist überzeugt, daß das Bein steif bleiben wird. Winnie lächelt. „Es wird nicht steif bleiben!" Sie wird die entsetzlichsten Schmerzen aushalten und das Bein trainieren.

Der Kommandant des Krankenhauses, ein Russe, hat schon seit Jahren in Berlin gelebt — als Fremdarbeiter. Er hat viele Filme mit Winnie Markus gesehen. Er läßt sie aus dem Korridor in ein Zimmer legen. Aber zu essen kann er ihr nichts geben. Es ist einfach nichts da.

In Berlin hat sich das Unglück von Winnie Markus herumgesprochen. Verschiedene Schauspieler versuchen, zu ihr durchzukommen. Niemandem gelingt es. Denn während der Potsdamer Konferenz ist Babelsberg hermetisch abgesperrt. Winnie Markus weiß von den vergeblichen Versuchen ihrer Freunde und Kollegen nichts. Sie glaubt sich vergessen.

Da naht die Rettung in Gestalt eines amerikanischen Filmoffiziers, der gerade nach Berlin gekommen ist. Es handelt sich um einen jungen Mann, um einen gewissen Henry Alter, gebürtigen Wiener, der mit Winnie Markus auf die Schauspielerschule ging, bevor er auswandern mußte. Der setzt alle Hebel in Bewegung, als er von ihrem Unglück hört. Er schickt einen amerikanischen Chauffeur zu ihr, der täglich irgendeinen General nach Babelsberg fährt. Unter ungeheuren Komplikationen gelingt es, Winnie Markus aus dem Krankenhaus herauszuschaffen.

In Wannsee, hinter der Zonengrenze, wartet Alter mit seinem Auto auf sie.

Sie wird irgendwo einquartiert. Sie wird von den Amerikanern als Dolmetscherin angestellt — damit sie wenigstens Lebensmittelkarten bekommt.

Nun trifft sie andere Schauspieler. Boleslav Barlog erfährt davon, daß sie sich in Berlin befindet, engagiert sie für sein Schloßpark-Theater. Bei der Eröffnungsvorstellung am 3. November 1945 kann sie schon wieder ziemlich gut gehen. Zumindest das Publikum merkt nichts davon, wie schwer ihr jeder Schritt fällt. Sie spielt dann eine ganze Saison bei Barlog.

Dann erscheint eines Tages der Kameramann Igor Oberberg in ihrer Garderobe und erzählt, daß Käutner einen Film in Hamburg machen will. Winnie setzt sich nach Hamburg ab. Das Ganze geht nicht sehr legal vor sich, aber jedenfalls kommt sie über die Zonengrenze. Und nun filmt sie und spielt in der ersten Episode des Films „In jenen Tagen". Es ist kalt, entsetzlich kalt. In der Pension Höll, wo die Schauspieler wohnen, herrschen mindestens zwei Grad unter Null, und man muß sich warm anziehen, wenn man ins Bett geht. Es gibt zwei Stunden Strom, so daß man sich wenigstens einmal am Tag Tee kochen kann, wenn auch recht dünnen. Da es nur Außenaufnahmen gibt, steht man den ganzen Tag in der Kälte. Der einzige Platz, der ein wenig Wärme bietet, ist der Tonwagen. Aber der ist so klein, daß immer nur ein Schauspieler sich dort aufwärmen kann.

Winnies Partner Werner Hinz leidet besonders unter der Kälte. Einmal gefrieren ihm sogar die Falten im Gesicht. Dies verleiht ihm eine gewisse Starrheit, die unheimlich wirkt. Später werden in anderen Ländern Filmschauspieler das eigenartige Mienenspiel von Werner Hinz bewundern und sich fragen: „Wie hat er das bloß gemacht?"

Affäre John

Winnies zweiter Partner ist Karl John. Er war Ende der dreißiger Jahre einer der populärsten Schauspieler Deutschlands.

Schon vor 1936 hatte er seinen ersten Film gemacht „Wenn der Hahn kräht", mit Heinrich George. Es folgte ein Film „Weiße Sklaven". Das sollte eine Art deutscher Panzerkreuzer Potemkin werden. Als Goebbels den Film sah, ließ er ihn sofort verbieten. Zwar ging es um

„Ich schenke mir eine Waschmaschine"

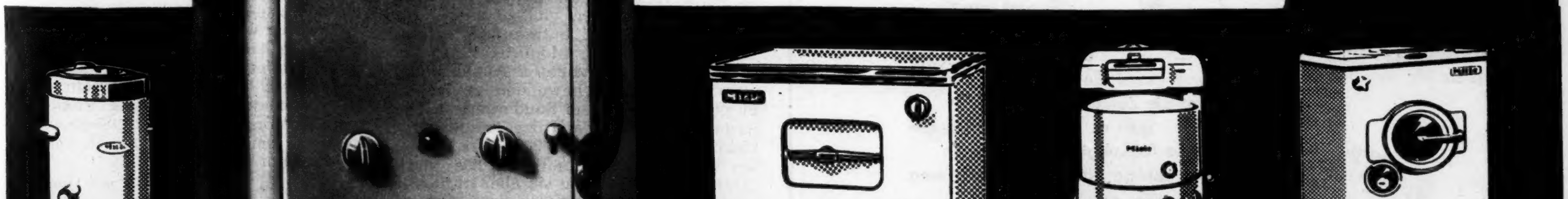
Mein Mann legte mir neben einigen entzückenden Kleinigkeiten als Hauptgeschenk — einen Gutschein auf den Gabentisch. „Du sollst Dir etwas so recht nach Deinem Herzen kaufen können", meinte er.

Jetzt schenke ich mir, was ich mir schon lange gewünscht habe: eine Waschmaschine. Jahrelang werde ich Freude an ihr haben. Und wenn der Betrag nicht ganz reicht, nun — den Rest bezahle ich in bequemen Raten von meinem Haushaltungsgeld.

Miele *) macht's der Hausfrau leichter

Schnellwaschmaschine 75 S

Die Waschmaschine für den modernen Haushalt. Elegantes, raumschmückendes Äußeres, ein Schmuckstück in Küche oder Bad. Leistung: 4 Pfund Trockenwäsche, mit Gas- oder Elektroheizung.



Miele „Melior" Haushalt-Wäscheschleuder. Fassungsvermögen bis 6 Pfund.

Miele Combinette, wäscht und trocknet zugleich. Maße entsprechen modernen Küchenmöbeln. Leistung: 4 Pfund Trockenwäsche.

Miele 155, die Waschmaschine herkömmlicher Art. Leistung: 7-10 Pfund.

Miele Trommelwaschmaschine 700, für den Haushalt ab 4 Personen. Auch als Automatic mit oder ohne Schleudergang. Leistung: 14 Pfund.

*) Zu diesem guten Ruf haben natürlich auch die bewährten Miele Staubsauger beigetragen.

Bequeme Zahlungsweise

Vorführung und Beratung in jedem guten Fachgeschäft

Auch Sie können so gut rasiert sein, wenn Sie täglich Palmolive-Rasiercreme benutzen. Sie rasieren sich damit gründlich sowie hautschonend und schnell.

Neu! Benutzen Sie **PALMOLIVE-RASIERWASSER** es kühlt in Sekunden, erfrischt für Stunden DM 2.75

1. Palmolive-Rasiercreme schont mit ihrem Glyzeringehalt Ihre Haut, pflegt sie zugleich und beugt jedem Hautreiz vor.
2. Palmolive entwickelt so schnell ergiebigen Schaum, daß Sie zum Rasieren nur wenig Zeit brauchen, auch mit kaltem Wasser.
3. Palmolive-Rasiercreme ist die meistgekaufte Rasiercreme der Welt.

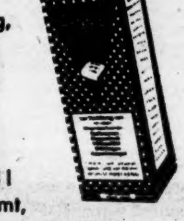
Normaltube DM –,85 Große Tube DM 1,40

schont Ihre Haut und pflegt sie zugleich

Sodbrennen?

Magendruck, Völle?

Appetitlosigkeit?



Sie sitzt den ganzen Tag, hat keine Bewegung, und selbstgekochte Speisen kennt sie nur am Wochenende. Sie fühlt sich trotzdem bei jeder Mahlzeit wohl! Denn seit sie RENNIE nimmt, bekommt ihr, was sie ißt.

Was ist das Interessante an RENNIE? RENNIE wird gelutscht, es ist Stück für Stück einzelverpackt, man kann es immer bei sich haben. Glas und Wasser und Löffel sind überflüssig, man streift nur das Papier ab und nimmt die appetitliche Tablette auf die Zunge. Dann gibt es kein Magendrücken, keine Blähungen mehr, das lästige Sodbrennen fällt weg.

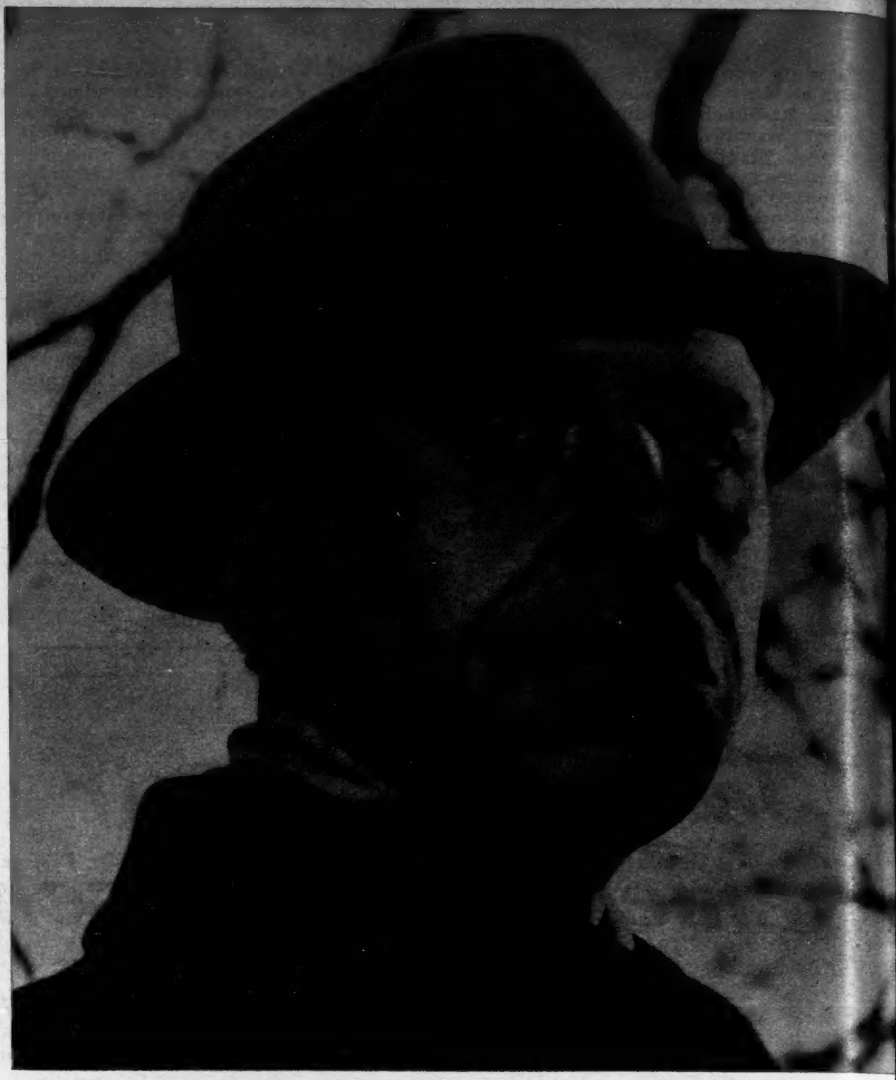
RENNIE
BEUGT VOR UND RÄUMT DEN MAGEN AUF

50 Stück DM 1,65 · 100 Stück DM 2,85
Nur in Apotheken und Drogerien

Stück für Stück einzelverpackt

immer in der Tasche haben!

E. Griffiths Hughes Ltd., Manchester, Vertrieb für Deutschland: Scott & Bowne G. m. b. H., Frankfurt/M.



Das Liebespaar *in der ersten Episode des Films „In jenen Tagen" wurde von Werner Hinz und Winnie Markus gespielt. Der Film entstand im kältesten Winter seit Menschengedenken, 1946/47. Heute*

das Schicksal von Weißrussen, aber die benahmen sich so tapfer, daß selbst die Kommunisten begeistert waren. 1939, nach dem Hitler-Stalin-Pakt, wurde der Film wieder herausgeholt: die Russen waren ja in Mode. 1941, als Hitler die Sowjetunion mit Krieg überzog, wurde er wieder verboten . . .

Wenig später, im Winter 1941/42, ging es Karl John fast an den Kragen. Er spielte im Deutschen Theater „Die Räuber". Der Regisseur Schwiefert hatte von Versorgungsbeamten der Wehrmacht zehn Fässer Butter organisiert. Die wurden am Bühneneingang des Theaters abgeliefert. Es war allen Beteiligten klar, daß sie schnell wieder verschwinden mußten.

Jeder der im Deutschen Theater tätigen Schauspieler und Schauspielerinnen, Bühnenarbeiter, Maler, Musiker, Garderobenfrauen, Platzanweiserinnen wurden gefragt, ob sie Butter haben wollten. Und ob sie wollten! Der Schauspieler Wilfried Seyferth kaufte, auch der Direktor des Theaters, Heinz Hilpert, ebenso Paul Dahlke und Karl John. Die Butter schmolz nur so dahin und verschwand doch nicht schnell genug. Vielleicht hielt auch irgend jemand seinen Mund nicht. Jedenfalls kam die Sache heraus.

Der Moment war denkbar ungünstig. Gerade hatte Hitler eine Rede gehalten, in der er erklärte, die Urteile der deutschen Gerichte seien viel zu milde. Als Goebbels von der Butteraffäre erfuhr, hatte er also keine Möglichkeit, es bei der von ihm so beliebten Abkanzelung von Schauspielern bewenden zu lassen. Er übergab sie einem Sondergericht. Die Sache wurde als Schauprozeß aufgemacht. Heinz Hilpert bekam 20 000 Mark Strafe. Seyferth sollte ebenfalls 20 000 Mark Strafe zahlen. Er hatte sie aber nicht. Bis zum Ende des Dritten Reiches hatte er noch nicht alles abgezahlt. Paul Dahlke kam mit einem blauen Auge davon.

Karl John fiel in Ungnade. Goebbels höchstpersönlich brach den Stab über ihn. Er machte auch kein Geheimnis daraus, warum. Er war persönlich gekränkt. Seyferth und Dahlke waren Charakterdarsteller, spielten also gewöhnlich mehr oder weniger düstere Gestalten. Ein paar Pfund Butter mehr oder weniger konnten ihren Ruf nicht ruinieren.

Aber mit Karl John war das etwas anderes. Dieser deutschblonde Heldenjüngling hätte niemals, niemals Schwarzmarktgeschäfte tätigen dürfen. Das durfte ein Franz Moor, aber kein Karl Moor, das durfte ein Jago, aber kein Prinz von Homburg. Goebbels identifizierte sich mit der großen Masse des Publikums. Er wußte wohl nicht, daß die meisten Filmbesucher selbst versuchten, Butter hintenherum zu bekommen und sicher nichts dabei fanden, daß ihre Helden es auch taten. Goebbels fand etwas dabei. Er sorgte dafür, daß Karl Johns Name auf die Liste 4 eingetragen wurde. Das war die vorletzte der fünf Listen, die das Propagandaministerium in regelmäßigen Abständen den Filmproduzenten übermittelte.

Es ist hier von einer Institution die Rede, die damals allgemein unter dem Begriff „Schwarze Liste" selbst von Eingeweihten nicht richtig eingeschätzt wurde. Es gab keine wirklichen „Schwarzen Listen", es gab nur die fünf Listen, die eine „Geheime Sache" waren und über die die Chefs der großen Produktionsfirmen mit niemandem sprechen durften. So kommt es, daß auch heute noch die Menschen, die wirklich Bescheid über die Listen wissen, an den Fingern zweier Hände abzuzählen sind.

Liste 1 enthielt die Namen einiger weniger Schauspieler und Schauspielerinnen, die „dauernd eingesetzt" werden sollten. Darunter befanden sich Hilde Weißner, Jutta Freybe und Malte Jäger. Warum, wußte niemand. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Damen nicht ebenso reizvoll waren wie viele andere Damen vom Film und Theater, aber warum sie nun ausgerechnet auf Liste 1 standen, auf die etwa Zarah Leander oder Hilde Krahl, Kristina Söderbaum, Marika Rökk oder Brigitte Horney niemals gelangten, wird ewig zu den Mysterien des Dritten Reiches zählen.

Dann gab es die Liste 2, die von Emil Jannings und Hans Albers bis zu Leni Riefenstahl und Willi Forst alles enthielt, was gut und teuer war.

Liste 3 umfaßte die Namen von Schauspielern, die ohne Extragenehmigung nicht engagiert werden durften. Auf der stand zum Beispiel Flockina von Platen, die Freundin Eugen Klöpfers, weil sie Goebbels „zu ostisch" aussah, was ohne Zweifel ihren besonderen Reiz ausmachte.

Liste 4 enthielt die Namen von Künstlern, die nach Möglichkeit nicht beschäftigt werden sollten. Auf dieser Liste figurierte zum Beispiel Gustav Knuth eine ganze Weile.

Liste 5 enthielt die Namen der Verbotenen. Um wen es sich handelte, wurde

ner Hinz und
46/47. Heute

Prinz von
rte sich mit
likums. Er
ie meisten
ten, Butter
und sicher
Helden es
twas dabei.
ohns Name
wurde. Das
ten, die das
egelmäßigen
nten über-

titution die
unter dem
st von Ein-
eingeschätzt
en „Schwar-
fünf Listen,
waren und
en Produk-
rechen durf-
heute noch
escheid über
gern zweier

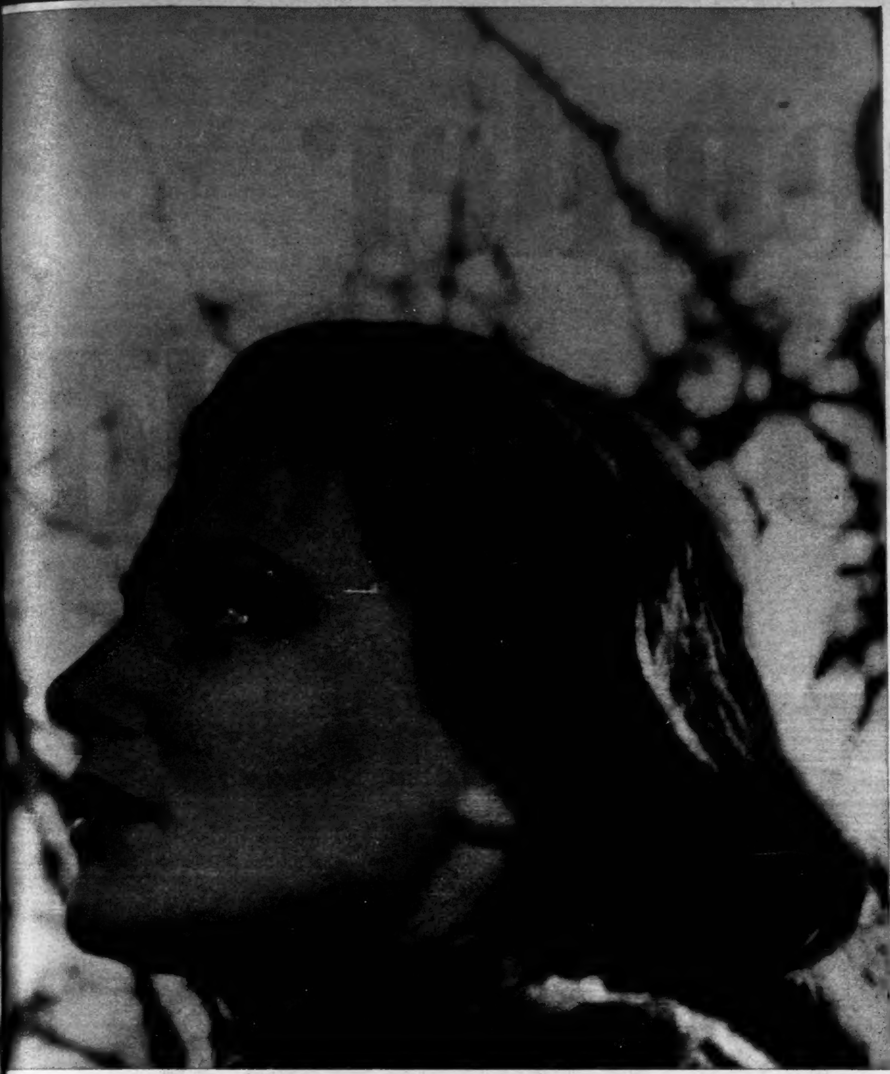
einiger we-
spielerinnen,
rden sollten.
de Weißner,
ger. Warum,
nt geleugnet
ebenso reiz-
Damen vom
um sie nun
den, auf die
Hilde Krahl,
Rökk oder
angten, wird
Dritten Rei-

lie von Emil
bis zu Leni
lles enthielt,

von Schau-
migung nicht
uf der stand
Platen, die
eil sie Goeb-
ohne Zwei-
usmachte.

von Künst-
icht beschäf-
er Liste figu-
Knuth eine

der Verbo-
delte, wurde



lächelt man darüber – damals war es eine Existenzfrage: keine Kohlen, nichts zu essen, nichts Warmes anzuziehen – aber spielen. „In jenen Tagen" bewies, daß man gute Filme auch ohne Millionen drehen kann

später nie ermittelt. Hier schweigen die wenigen Eingeweihten wie das Grab. Daß zum Beispiel Gustav Fröhlich auch nach seiner Auseinandersetzung mit Goebbels nicht auf diese Liste kam, ja, daß er niemals aus der Liste 2 verschwand, obzwar sich eine emsige Propaganda um ihn und seine angebliche Verfemung entwickelte, steht fest.

Karl John wird also auf die Liste 4 gesetzt. Er selbst weiß das natürlich nicht. Er weiß nur, daß er plötzlich nicht mehr gefragt ist. Mehr dürfen ihm die Produzenten nicht sagen. Sie wissen ja auch nicht, warum sich Goebbels plötzlich so gegen Karl John stellt. Die Buttergeschichte nimmt niemand ernst. Sie ist schon vergessen.

Liebeneiner ist der einzige Produzent, der etwas unternimmt. Er geht zu Goebbels und sagt ihm: „Wir haben wenige Schauspieler wie John. Wir brauchen ihn ..." Hier hat Liebeneiner Goebbels bei seiner schwachen Stelle gepackt. Denn der Vorkämpfer der blonden, nordischen Rasse im Film und im Theater muß ja zugeben, daß es wenige blonde, blauäugige Helden gibt, wie er sie dem deutschen Volke vorführen möchte, und John ist einer dieser wenigen. So rutscht John von Liste 4 wieder auf Liste 2. Bald wimmelt es wieder von Filmangeboten. Er macht einen Film „Zwei in einer großen Stadt" mit Monika Burg, die sich später Claude Farell nennen wird. Er spielt darin einen Fliegerleutnant, der auf Urlaub nach Berlin kommt, dort ein Mädchen trifft, einen Tag mit ihr verbringt, mit ihr spazierengeht, den Funkturm besteigt und dann wieder an die Front zurück muß. Über Nacht ist Karl John der Schwarm aller jungen Mädchen Deutschlands und auch der Mädchen, die nicht mehr so jung sind: so müßte er aussehen, der einen liebt, so männlich, einfach und unaffektiert.

Der Film wird ein Riesenerfolg, weil er wie das Leben im Krieg ist. Nicht nur die jungen Mädchen fühlen sich angerührt, auch die Engländer, die nach dem Krieg diesen Film deutschen Soldaten in den Gefangenenlagern vorführen.

Es geht ums Leben!

Der nächste Film, den Karl John spielt, heißt „Großstadtmelodie". Liebeneiner inszeniert ihn selbst. Hilde Krahl spielt darin eine Fotoreporterin, die aus einer kleinen Stadt nach Berlin kommt. Ein Journalist, mit allen Wassern gewaschen, Karl John natürlich, zeigt ihr die Stadt, ist ihr behilflich, verliebt sich in sie, und sie verliebt sich in ihn. Eigentlich ist die Liebesgeschichte gar nicht so wichtig, auch spielen weder die Krahl noch Karl John die Hauptrolle, sondern die Stadt Berlin, die fast wie in einem Dokumentarfilm lebendig wird. Wir sehen alles: wie sie erwacht, wie der Betrieb beginnt, wie der Arbeitstag abläuft, wie das Nachtleben sich anläßt.

Der Film schlägt ein. Karl John wird über Nacht der populärste Filmstar. Man spricht von ihm als dem Nachfolger Harry Liedtkes und Willy Fritschs. Das ist er wohl in der Tat, besonders seitdem es Joachim Gottschalk nicht mehr gibt. Er ist vielleicht romantischer als die großen Liebhaber der Vergangenheit. Aber er ist von einer herben Romantik. Seine Phantasie treibt ihn nie ins Sentimentale, ins Kitschige. Es ist kein Zufall, daß er den „Prinzen von Homburg" spielen kann und einen Reporter. Fachleute prophezeien ihm eine Riesenzukunft.

Und dann plötzlich, von einem Tag zum anderen, wird der Film verboten. Niemand weiß warum. Liebeneiner, um diese Zeit bereits einer der großen deutschen Filmregisseure, ist verärgert. Schließlich hat er den Film gemacht, schließlich spielt Hilde Krahl, die er bald darauf heiraten wird, die weibliche Hauptrolle, schließlich ist Karl John, für den er sich eingesetzt hat, der Held des Filmes. Warum also das Verbot?

Liebeneiner erhält einen Anruf vom Propagandaministerium. Er solle morgen zum Essen zu Goebbels kommen. Er geht hin und bemerkt mit Befremden, daß er der einzige Gast ist. Nach dem Essen geht Goebbels mit Liebeneiner im Garten spazieren und sagt: „Karl John war unlängst bei einer Schweizerin zum Tee eingeladen. Und da stellte er plötzlich die Frage: ‚Wissen Sie, meine Herrschaften, was mit Hitler nach dem Krieg geschehen wird?' Und als niemand antwortete, fuhr er fort: ‚Er wird an einer Kette mit einer Sammelbüchse des Winterhilfswerks quer durch Deutschland geführt. Und jeder darf ihn anspucken. Einmal anspucken kostet eine Mark.' Nun verraten Sie mir, Herr Liebeneiner, wie soll ich einem kleinen Gestapobeamten klarmachen, daß John solche Dinge sagen darf, ohne daß ihm etwas geschieht, während wir anderen Leuten, die so etwas nicht einmal zu denken wagen, den Kopf abschlagen!"

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

HENKELL
TROCKEN

*Mit Henkell begonnen,
glücklich das Jahr!*

Die Blumen der Unschuld

Ein Roman vom ruhelosen Herzen / Von Stefan Olivier

Burmester überlegt nicht lange. Er faßt nach ihrem Arm. „Susanne", sagt er. Seine Stimme ist wie eingefroren.
ILLUSTRATION: H. G. HOFER

Die Feinkosthändlerin Erna Weitemeyer in Hamburg-Wandsbek befindet sich in einer verzweifelten Lage. Sie soll ihrem achtjährigen Pflegesohn sagen, daß sie nicht seine Mutter ist. Sie hat den Jungen in einer Novembernacht des Jahres 1948 als Säugling vor ihrer Haustür gefunden. Sie liebt ihn wie ihr eigenes Kind. Nun hat sich seine Abkunft herausgestellt. Seine richtige Mutter ist Tina Pierowski, bisher Bardame auf der Reeperbahn, jetzt Verkäuferin. Sein Vater: Rechtsanwalt Martin Quant, inzwischen verheiratet mit Susanne Burmester, der Tochter eines angesehenen Versicherungsmaklers. Martins Ruf hat durch das Bekanntwerden dieser Affäre beträchtlich gelitten. Beruflich hat er in Hamburg kaum noch Aussichten. — Das Jugendamt hat verfügt, daß der Junge bei den Weitemeyers bleiben soll; aber es konnte der Tina Pierowski nicht das Recht verweigern, ihren Sohn regelmäßig zu sehen. Am Sonnabend vor dem dritten Advent soll dieses Treffen zum erstenmal in der Wohnung der Weitemeyers stattfinden. Es ist Montag. Bis Sonnabendmittag muß Erna Weitemeyer dem Jungen alles gesagt haben . . .

Drei Tage ließ Erna Weitemeyer sich Zeit; aber als sie dann am Donnerstagabend nach dem Gutenachtkuß am Bett des Jungen sitzenblieb, wußte sie noch immer nicht genau, wie sie es ihm klarmachen sollte. Sie nahm seine Hand. „Willi, ich — muß was mit dir besprechen."

Er zog die Nase kraus. Wenn sie was mit ihm besprechen wollte und ein so ernstes Gesicht machte, das war niemals gut. Außerdem hatte er ein neues Ciscoheft unter dem Kopfkissen liegen, darauf hatte er sich schon beim Waschen gefreut. „Mhm —", machte er mißtrauisch.

Sie gab sich einen Ruck. „Willi, was würdest du sagen, wenn . . ."

„Was wenn?"

Sie wurde rot, und sie brachte kein Wort von dem heraus, was sie ihm sagen mußte. Sie versuchte zu lächeln. „Ach, nichts!"

Sie küßte ihn. Dann machte sie das Licht aus und ging hinaus.

Er wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Er war über ihr sonderbares Verhalten nicht besonders erstaunt. Vor Weihnachten waren die Eltern manchmal so komisch. Er holte die Stablampe und das Ciscoheft unter dem Kopfkissen hervor, befestigte die Bettdecke an den oberen beiden Bettpfosten, so daß sie wie eine Zeltbahn über ihm schwebte, knipste die Lampe an und begann zu lesen . . .

Erna Weitemeyer suchte verzweifelt nach einem anderen Weg, aber sie fand keinen. Auch nicht am nächsten Tag. So kam es, daß der Junge am Sonnabendmittag noch nicht die Wahrheit über seine Herkunft wußte.

Nach dem Essen schickte sie ihn auf sein Zimmer. „Zieh dich um. Zieh den blauen Pullover an und ein weißes Hemd dazu, und die grauen Hosen. Wir kriegen Besuch."

„Wer denn?"

„Das wirst du nachher schon sehen!" sagte sie in hilfloser Barschheit. „Nun mach zu!"

Sie hörte ihn die Treppe hinaufgehen. Er pfiff laut und mißtönend vor sich hin. Er hatte im Herbst das Pfeifen gelernt und war sehr stolz darauf.

Sie sah nach der Uhr. Es war kurz nach zwei. Noch eine Stunde hatte sie Zeit. Sie wartete, um noch einmal genau zu überlegen, was sie ihm sagen sollte. Sie hatte so große Angst davor. —

Um die gleiche Zeit stand Tina Pierowski vor dem Spiegel und machte sich zurecht. Auf dem Tisch lag ein großes Paket. Sie hatte mit Rotstift darauf geschrieben: Für Michael Pierowski.

Tina war aufgeregt; aber es war die Aufregung, von der man sich gern quälen läßt. Sie zog den Mantel an, nahm das Paket vom Tisch und verließ die Wohnung.

Unten stand der Hausmeister. Er wandte sich ab und tat so, als sähe er sie nicht. Tina ärgerte sich nicht darüber. Sie war viel zu sehr mit dem beschäftigt, was in der nächsten Stunde geschehen würde. Als sie die Wandsbeker Chaussee erreicht hatte, sah sie nach der Uhr. Es war noch viel zu früh. Sie wandte sich nach links und ging ein ganzes Stück die Straße hinunter. Nachdem sie eine Viertelstunde gegangen war, machte sie kehrt und ging

neu

Mit KULT sich waschen

ist kultivierte Hautpflege

Wunderbar:
Die einschmeichelnd nachklingende Parfümierung

KULT bedeutet:
Mit jedem Tag der Schönheit näher

KULT, die kultivierte Seife, ist für zarten Teint wie geschaffen: Der sahnig weiche Schaum enthält ja einen aktiven Hautschutz-Wirkstoff! Dieser Wirkstoff bildet während des Waschens einen mikrofeinen Schutzfilm auf der Haut, beschirmt das Gewebe gegen schädigende Einflüsse von außen her — ein Segen für alle mit hochempfindlicher Haut.

Der moderne Seifentyp 75 PF.

Erst mit 80 dürfte der Mensch altern!

Das haben die Forscher bewiesen. Und so ist es naturgewollt. Leider sieht es im Alltagsleben anders aus, besonders wenn nichts für den Aufbau neuer Kraftreserven getan wird.

OKASA

baut auf und hält jung — auch die Frauen. Fordern Sie die Gratisbroschüre in den Apotheken oder von Hormo-Pharma, West-Berlin SW 68/31 oder Heidelberg 2, Postfach 12. In Österreich: Sanopharm, Wien III/49, und in allen Apotheken der Schweiz.

Ich weiß ein wirksames Mittel gegen

Glatzen, Haar-Ausfall

usw., das schon vielen tausend Menschen geholfen hat. Gegen eine Schutzgebühr (DM 0,40 in Briefmarken) gebe ich Ihnen gerne Auskunft. **Fachdrogist Elsmann im Ring Pharmazie und Kosmetik, Stuttgart-Bad Cannstatt, Postfach 151/630/1.**

Wenn alle Mittel versagen:
mit „Hollywood-Format" das Bild einer schönen Büste

Das Geheimnis beliebter Filmstars bleibt auch Ihr Geheimnis. Ohne Kosmetika, med. Mittel u. dergl. verschafft Hollywood-Format sofort die gewünschte Form. Zahlreiche Dankschreiben. Voreinsend. DM 19,85 od. Nachnahme.

Kein Schaumgummi

FORMAT-VERSAND BRAUNSCHWEIG · Postfach 868/219

MAGENPULVER Roha-Salz
ist eine Wohltat für viele, die einen nervösen schwachen, empfindlichen Magen haben.

MAGENPULVER Roha-Salz
macht schwerverdauliche Speisen und Getränke, sowie Arzneien bekömmlicher.

MAGENPULVER Roha-Salz
verhütet Sodbrennen, Magendruck, Brechreiz, Blähungen u.a. nervöse Magenbeschwerden.

Roha-Salz
versöhnt den Magen

denselben Weg zurück. Nun würde sie ganz pünktlich sein. Je näher sie ihrem Ziel kam, desto aufgeregter wurde sie — vor uneingestandener Furcht und vor freudiger Erwartung.

Erna Weitemeyer saß mit dem Jungen im Wohnzimmer. Sein Wuschelkopf war frisch gebürstet. Er sah sehr feierlich aus.

Erna warf einen Blick auf die Uhr, die auf dem schwarzpolierten Büfett stand. Es war dreiviertel drei. Eine halbe Stunde hatte sie schon wieder vertrödelt, hatte dem Jungen beim Umziehen geholfen und von Weihnachten geredet und von der Schule. Nun durfte sie nicht länger zögern. Sie nahm sich zusammen und sagte: „Willi, ich muß dir was sagen: du hast noch eine andere Mutter." Sie hielt den Atem an und wartete auf seine Reaktion.

Der Junge sah sie ungläubig an. Dann lachte er verlegen. Er wurde aus seiner Mutter nicht klug. Die ganze Zeit war sie schon so komisch gewesen, und nun machte sie solche Witze. Dem Jungen war das unangenehm. Ganz tief in seinem Innern aber ahnte er dumpf, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. „So was!" sagte er und lachte wieder, und seine Lippen waren ganz steif vor Verlegenheit.

Erna Weitemeyer lachte nicht mit. Ihr war das Weinen näher. „Willi", sagte sie, „du mußt mir das glauben. Das ist nämlich so: du hast eine Mutter, die dich — aufgezogen hat. Das bin ich. Und eine, die dich zur Welt gebracht hat: das ist — Fräulein Pierowski."

Der Junge antwortete nicht. Offenbar verstand er sie nicht. Und nun machte Erna einen Fehler. Sie sagte: „Fräulein Pierowski ist deine richtige Mutter."

„Fräulein Pierowski?" fragte er entsetzt. Die dumpfe Ahnung verdichtete sich in seiner Seele zur Furcht. Wenn er sich fürchtete, wurde er wütend. Er zog die Augenbrauen zusammen und sagte ungezogen: „Das ist nicht wahr! Du lügst!"

Ernas Herz zog sich zusammen, als sie den Jungen ansah. Sie legte beide Arme um ihn. „Willi", sagte sie, „ich bin ja auch deine Mutter. Und ich habe dich auch so lieb wie eine Mutter. Aber Fräulein Pierowski . . ."

Der Junge schob die Unterlippe ein bißchen nach vorn, und mit einer heftigen Bewegung machte er sich aus ihrer Umarmung frei. „Du lügst!" schrie er. „Du bist meine richtige Mutter."

Erna Weitemeyer fühlte die Verwirrung und die Hilflosigkeit hinter seinem Zorn. Ach, sie war noch viel hilfloser als er. Drüben auf dem Büfett tickte die Uhr. Der blitzende Messingzeiger stand auf sechs Minuten vor drei. Noch sechs Minuten, dann kam die Pierowski . . . Erna schluckte schwer. „Willi", sagte sie, „du bleibst ja bei uns. Fräulein Pierowski darf dich nur ab und zu besuchen, weil sie deine Mutter ist. Deshalb kommt sie gleich hierher."

Der Junge stampfte eigensinnig mit dem Fuß auf. „Ich will aber nicht, daß sie kommt! Vati kann sie auch nicht leiden."

„Doch, Willi!" sagte Erna verzweifelt, „Vati kann sie wieder leiden. Er weiß, daß sie herkommt."

Es klingelte. Erna fuhr zusammen. Ihr Blick ging zur Uhr. Es war drei Minuten vor drei. Nicht mal diese drei Minuten ließ ihr die Pierowski. „Willi!" flehte sie. „Jetzt kommt sie. Willst du nett und höflich zu ihr sein? Bitte!"

Der Junge antwortete nicht.

„Ich werde dir nachher alles erklären", sagte Erna hastig. "Vati wird auch noch mal mit dir sprechen. Aber jetzt mußt du höflich sein."

Er antwortete wieder nicht.

Sie nahm ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. „Willi! Willst du das tun?"

Endlich nickte er widerwillig.

Sie lief hinaus. Auf dem Flur begegnete ihr das Mädchen. „Lassen Sie nur", sagte sie. „Ich mach schon selber auf. Ich kriege Besuch. Machen Sie Kaffee. Und holen Sie einen Mandelkuchen aus dem Laden." Sie lief weiter, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten. Vor der Haustür blieb sie einen Moment stehen, wischte sich über die Stirn und fuhr sich ordnend über die Frisur. Dann öffnete sie.

Die Pierowski sah sie mit großen Augen an. Sie war elegant angezogen wie immer, allerdings viel unauffälliger als sonst. Sie trug ein Paket unter dem Arm.

„Guten Tag", sagte Erna und machte die Tür weit auf.

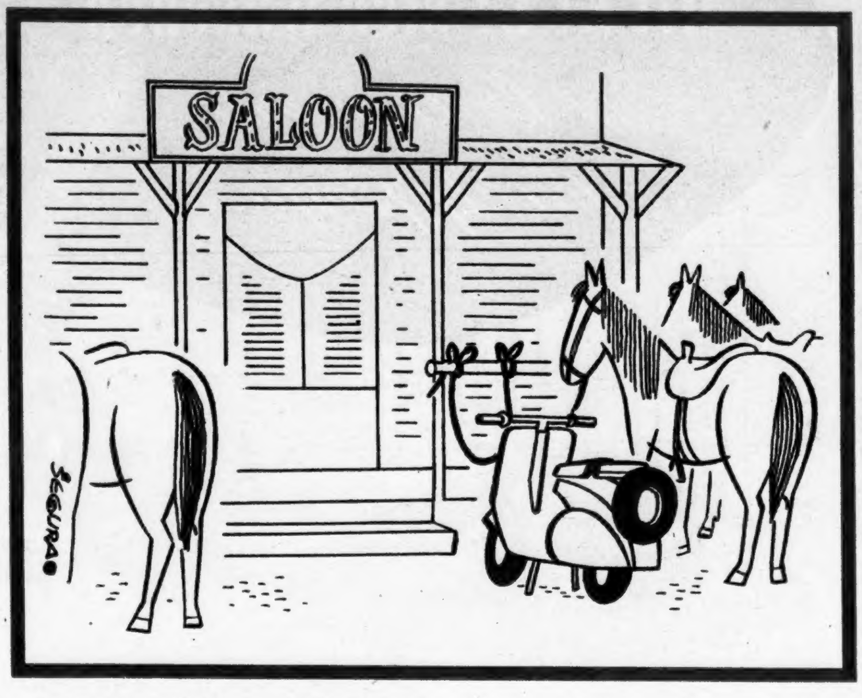
Die Pierowski trat ein.

„Ach, bitte, Fräulein Pierowski", sagte Erna aufgeregt, „ich habe es dem Jungen eben erst gesagt. Er hat es noch gar nicht ganz begriffen . . . Vielleicht ist es gut, wenn Sie das wissen . . . Sie müssen sehr vorsichtig mit ihm sein . . ."

Die Pierowski lächelte. „Vielen Dank, ich werde schon mit ihm auskommen."

Ihr Lächeln erschien Erna Weitemeyer siegessicher und ein wenig hochmütig. Zorn stieg in ihr auf, aber sie unterdrückte diese Regung. Sie hatte sich vorgenommen, ganz sachlich und kühl zu sein. „Ich darf wohl vorausgehen", sagte sie mit angestrengter Höflichkeit.

Hinter ihr klapperten die dünnen Absätze der Pierowski auf den Steinfliesen. Es war ein scharfes, unangenehmes Geräusch für Erna Weitemeyer, ähnlich wie vorhin das Ticken der Uhr.



Sie öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Der Junge stand am Fenster und sah hinaus. Erna war froh, daß sie jetzt sein Gesicht nicht zu sehen brauchte. „Bitte", sagte sie und nickte der Besucherin zu.

Die Pierowski trat an ihr vorbei ins Zimmer.

Erna machte die Tür leise hinter ihr zu. Und während sie in den Laden ging, dachte sie: Das geht nicht gut. Lieber Gott, ich fühle, daß es nicht gut geht . . .

Der Junge starrte auf die Straße hinaus; aber seine Augen nahmen nichts wahr. Er lauschte auf das, was hinter ihm vorging. Jetzt stand also die andere da, die auch seine Mutter war: Das Fräulein Pierowski! Vielleicht würde sie ihn gleich in die Arme nehmen, und vielleicht würde sie auch weinen, wie damals auf der Straße, als sein Vater dazugekommen war. Der Junge haßte diese Drückerei und Küsserei. Bei seiner Mutter ließ er sich das schon mal gefallen, aber wenn nun auch noch eine andere kam . . .

Er hörte die Schritte von Fräulein Pierowski näher kommen. Er war entschlossen, sich nicht nach ihr umzudrehen.

„Guten Tag, Michael."

Michael? Was sollte denn das nun wieder? Wußte sie denn nicht mal, wie er hieß? Er vergaß seinen Vorsatz und drehte sich doch um. „Ich heiße nicht Michael", sagte er finster.

Fräulein Pierowski lächelte ihm zu. Sie sah sehr schön aus; aber sie sah kein bißchen wie eine Mutter aus. „Doch", sagte sie, „du heißt Michael. Hat dir das noch keiner gesagt?"

„Ich heiße Willi!" Zum erstenmal in seinem Leben wollte er Willi heißen.

„Was wollen wir uns darum streiten", sagte sie. „Ich sage einfach Michael."

Er schwieg halsstarrig.

„Komm", sagte sie, „ich habe dir was mitgebracht." Sie legte ein Paket auf den Tisch.

Er sah auf das Paket, und er las den Namen, der darauf stand: Michael Pierowski. „Das ist nicht für mich", sagte er. „Da steht ein ganz anderer Name drauf."

„Doch, es ist für dich", sagte sie und ging auf die Frage des Namens nicht mehr ein. „Willst du's nicht auspacken?"

Nein, er wollte nicht. Andererseits war er neugierig, was wohl drin sein mochte. Es war eine schwierige Situation. Fräulein Pierowski stand jetzt dicht neben ihm und beugte sich ein wenig zu ihm herab. Sie roch ganz wunderbar, und dann hatte sie schöne blaue Augen, wie eine Fee im Weihnachtsmärchen. Nein, wie eine Fee sah sie doch nicht aus, eher wie eine von den Damen, die Cisco immer rettete. Aber daß sie seine Mutter wäre, das konnte er sich nicht vorstellen. Er wollte es auch nicht. Er wollte seine Mutter behalten. Seine Abneigung gegen sie wuchs wieder. Und daß er neugierig auf den Inhalt des Pakets war, machte ihn nun ganz wütend.

„Soll ich's auspacken?" fragte sie sanft. „Es sind Rollschuhe drin."

Rollschuhe? Die hatte er schon. Er war ganz erleichtert, daß er nun nicht mehr neugierig zu sein brauchte. „Ich habe schon Rollschuhe."

„Oh", sagte sie, „das ist aber schade!" Er sah die Enttäuschung in ihren Augen, und das befriedigte ihn. „Aber wir können sie ja umtauschen", schlug sie vor.

Sein Interesse an dem Paket war nun vollends erloschen, und er antwortete nicht.

„Was möchtest du denn haben?" fragte sie.

„Nichts."

Er sah, wie sich ihr Gesicht veränderte. Sie lächelte nicht mehr, ihr Gesicht wurde traurig. „Du wünschst dir doch sicher was", sagte sie.

„Das schenkt mir alles mein Vater."

„Aber ich kann dir doch auch was schenken."

„Das brauchen Sie nicht. Was mir mein Vater nicht schenkt, kriege ich von meiner Mutti."

„Ich bin deine Mutti, Michael."

„Nein."

Ihr Gesicht wurde noch trauriger und ihre großen blauen Augen wurden ganz feucht. Gleich fängt sie an zu heulen, dachte er verächtlich. Dann lauf ich raus.

Aber sie fing nicht an zu heulen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und nahm seine Hand. Er versuchte, ihr die Hand wegzuziehen, aber sie hielt sie fest. „Ich muß dir das alles erklären", sagte sie. „Als du ein winziges Baby warst, habe ich dich verloren, und dann . . . bist du hier gefunden worden. Ich habe die ganze Zeit nicht gewußt, wo du warst, deshalb konnte ich mich nicht um dich kümmern. Das will ich jetzt nachholen. Ich werde dich oft besuchen, und jedesmal darfst du dir was wünschen, und im Sommer werden wir dann immer spazieren gehen . . ."

Er hatte ihr mit wachsendem Entsetzen zugehört. Die lügt ja, dachte er. Die hat mich gar nicht verloren, und ich bin auch nicht gefunden worden. Ich will nicht gefunden sein. Die lügt ja. Und bei dem Gedanken, daß er mit ihr spazierengehen sollte, packte ihn Abscheu. Er haßte es, spazierenzugehen. Und nun noch mit dieser Fremden!

Er riß sich los. „Ich will nicht mit Ihnen spazierengehen!" stieß er hervor.

„Aber Michael!"

„Ich heiße nicht Michael!"

„Doch, Michael, doch!" Sie versuchte, wieder nach seiner Hand zu greifen. Aber er fuhr zurück und rannte aus dem Zimmer. Er war plötzlich ganz von der Furcht überwältigt, daß sie ihn sofort mitnehmen könnte, um mit ihm spazierenzugehen.

Er rannte den Flur entlang und riß die Tür zum Laden auf.

Er sah seine Mutter und seinen Vater in ihren sauberen weißen Kitteln hinter dem Tresen stehen. Es waren noch ein paar späte Sonnabendnachmittagskunden da. Sie sahen ihn alle an. Ihm waren die Kunden egal. Er rannte auf die Mutter zu und umfaßte mit beiden Armen ihre Hüften. „Ich will nicht, daß sie mit mir spazierengeht", schrie er. „Ich will nicht, daß sie wiederkommt!" Immer wieder schrie er das.

Erna Weitemeyer beugte sich zu dem Jungen herab. Sie spürte die neugierigen und mitfühlenden Blicke der Leute im Laden, und bei aller Erregung und bei allem Mitleid mit dem Jungen fühlte sie einen süßen Triumph. Auch Frau Paatsch war im Laden. Gut, daß Frau Paatsch alles mit ansah; so würde Erna eine zuverlässige Zeugin beim Jugendamt oder beim Vormundschaftsgericht haben.

Sie drückte den weinenden Jungen fest an sich. „Aber du brauchst ja nicht mit ihr zu gehen, Willi", sagte sie laut, so daß alle es hören konnten. „Du kannst ja immer bei uns bleiben!" Sie spürte die Hand ihres Mannes auf ihrer Schulter. „Geh raus, Erna!" grollte er leise und schob sie zur Tür.

„Entschuldigen Sie", sagte sie zu den Leuten im Laden gewandt. Die nickten ernst und tuschelten miteinander, und Frau Paatsch schüttelte demonstrativ mit dem Kopf und machte: „Ts ts ts . . ."

In diesem Augenblick erschien Tina Pierowski unter der Tür. Erna drängte sich schnell mit dem Jungen an ihr vorbei, aber Tina beachtete sie gar nicht. Sie sah Wilhelm Weitemeyer an. Sie war ganz weiß im Gesicht. „Herr Weitemeyer", sagte sie. „Ich werde mich beim Jugendamt beschweren. Sie haben das Kind gegen mich aufgehetzt. Das dürfen Sie nicht. Sie handeln gegen die Interessen des Kindes."

Wilhelm Weitemeyer lief dunkelrot an, und Frau Paatsch, die ihn genau kannte, erwartete einen gewaltigen Ausbruch von ihm. Aber sie wurde enttäuscht. Wilhelm Weitemeyer ging gefaßt auf die Pierowski zu und sagte: „Nicht hier, bitte. Kommen Sie mit nach hinten." Dann nickte auch er der Kundschaft zu und ging mit der Pierowski hinaus.

Er öffnete die Tür zu dem kleinen Raum hinter dem Laden. „Bitte", sagte er.

Tina trat ein.

„Nehmen Sie Platz!"

„Danke", sagte Tina und blieb stehen.

„Wie sie wollen." Weitemeyer schloß die Tür. Die gefährliche Röte war aus seinem Gesicht gewichen. „Wir haben den Jungen nicht gegen Sie aufgehetzt", sagte er ruhig. „Das haben wir auch nicht nötig. Er lebt seit acht Jahren bei uns, ist es da ein Wunder, daß er uns als seine Eltern ansieht?"

„Nein", sagte Tina. „Aber es wäre Ihre Pflicht gewesen, ihm alles genau zu erklären. Er glaubt mir ja gar nicht, daß ich seine Mutter bin. Sie als Vormund haben nur die Interessen des Kindes zu vertreten, das wissen Sie doch vom Jugendamt."

Die zweimalige Erwähnung der „Interessen des Jungen" beeindruckten Wilhelm Weitemeyer. Überhaupt stand er Tina heute anders gegenüber als beim letzten Besuch. Diesmal war sie für ihn eine legitimierte Person, die etwas Schriftliches besaß und die gewisse anzuerkennende Rechte hatte. „Hören Sie, Fräulein Pierowski . . ."

„Frau Pierowski!" sagte Tina.

„Also, Frau Pierowski, warum sollen wir uns nicht in Frieden einigen? Wir

„Ist, Ritter, euer Sinn auch frei von bösem Plan und Tückerei?"

können das doch in Ruhe besprechen."

„Deshalb bin ich ja schon mal da gewesen", sagte Tina. „Und damals haben Sie mich . . ."

„Na ja, damals war das alles noch ganz unklar. Nun hören Sie doch mal zu! Der Junge ist bei uns wie zu Hause. Er kennt Sie doch gar nicht. Wenn wir nun einen

Vertrag miteinander machten? Ich meine ... Sie können ihn ja ab und zu mal sehen ... Aber eben nicht als Mutter ... Das begreift er ja gar nicht ... Wenn wir nun einen Vertrag miteinander machten, daß er immer bei uns bleibt und daß er auch unseren Namen bekommt —. Wir würden dafür ..."

Weiter kam er nicht. „Ich verkaufe mein Kind nicht!" sagte Tina scharf.

Weitemeyer wurde plötzlich wütend. „Aber verschenkt haben Sie ihn damals", sagte er gehässig. „Ganz egal ist es Ihnen gewesen, wo er hinkam, wenn Sie ihn nur los waren!"

„Sie lügen!" stieß Tina hervor. „Sie wissen genau, daß Sie lügen!" Sie sah in sein hartes Gesicht. Ach, es hatte ja keinen Zweck, mit ihm zu streiten. Sie fühlte, daß sie gleich zu weinen anfangen würde.

Sie öffnete die Tür. „Ich werde hier nicht mehr herkommen", stieß sie hervor. „Ich werde dafür sorgen, daß ich meinen Jungen woanders sehe, wo er nicht gegen mich aufgehetzt wird." Ohne Gruß ging sie hinaus und machte die Tür fest hinter sich zu.

Auf diese unglückliche Art endete die erste offizielle Zusammenkunft Tina Pierowskis mit ihrem Jungen. Sonderbarerweise litt ihr Prestige in der Gegend der Leibnizstraße nicht darunter. „Die hätten Sie mal sehen sollen", erzählte Frau Paatsch später, „wie sie da auf einmal im Laden stand. Ganz blaß war sie. Aber sie hat sich nichts vergeben. Den Weitemeyer hat sie angeklagt vor allen Leuten, daß er den Jungen gegen sie aufhetzte. Und er war ganz ruhig und höflich zu ihr. So habe ich ihn noch nie erlebt. Ein bißchen wird er den Jungen ja aufgehetzt haben, das ist ja verständlich, nicht? Aber die läßt nicht locker! Die läßt bestimmt nicht locker ..."

Nein, Tina wollte nicht locker lassen. Den ganzen Tag dachte sie an das Gesicht ihres Jungen, und den ganzen Tag sehnte sie sich nach ihm, und malte sich aus, wie es sein mochte, wenn er einmal seine Arme um ihren Hals legen würde, so wie er es bei Frau Weitemeyer gemacht hatte.

Der lange Abend in ihrer stillen Wohnung zerrte an ihren Nerven. Sie haßte auf einmal diese Stille, nach der sie sich früher immer gesehnt hatte. Sie warf sich auf ihr Bett und weinte. Sie hatte keine Lust zum Leben mehr ...

Am anderen Morgen schrieb sie einen Brief an das Jugendamt, darin schilderte sie, wie der Besuch bei Weitemeyers ausgegangen war, und sie verlangte, daß sie von nun an mit ihrem Sohn an einem anderen Ort zusammensein könnte.

Der Brief gab ihr wieder ein wenig Auftrieb, aber dann gähnte der lange, leere Dezembersonntag sie an. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte, sie hatte sich auch noch nicht an den neuen Tagesrhythmus gewöhnt. Früher war sie bis Mittag im Bett geblieben, dann hatte sie die Stille des Nachmittags genossen, bevor das Getriebe der „Rutschbahn" sie wieder aufnahm. Das war nun ganz anders geworden — langweilig, düster, hoffnungslos. Es erschien ihr nur sinnvoll, wenn der Junge bei ihr gewesen wäre. Aber der Junge war so weit weg von ihr, obwohl er ganz in der Nähe wohnte.

Um acht hielt sie es nicht mehr aus. Sie fuhr in die Stadt und ging ins Kino. Aber auch das half nichts. Sie war sonst immer gern ins Kino gegangen, und es war ihr ziemlich gleichgültig gewesen, was für Filme gegeben wurden. Diesmal fand sie alles unwichtig und albern, was auf der Leinwand vor sich ging.

Als der Film vorbei war, drängten sich zwei junge Männer am Ausgang neben sie. Sie behielten Tina in der Mitte und warfen einander aufmunternde Blicke zu.

Tina blieb stehen und sah sie verächtlich an. Sie grinsten verlegen und gingen weiter.

Sie hatte keine Lust, gleich nach Hause zu fahren. Nachdem sich die Menschen verlaufen hatten, ging sie auf der nachtleeren Straße von Schaufenster zu Schaufenster. Ihre Gedanken waren wieder bei dem Jungen. Eine leise Stimme schreckte sie auf. „Na, so einsam, gnädige Frau?"

Sie fuhr herum.

Ein Mann lächelte sie an. Er hatte ein tadelfreies Durchschnittsgesicht, das nur durch eine blitzende Goldkrone im Mundwinkel einen Akzent bekam. „Sie warten sicher auf jemanden", sagte er. „Ich habe Sie schon eine ganze Weile beobachtet. Vielleicht warten Sie auf mich?" Er beugte sich ein wenig zu ihr herab, und sein Gesicht war ganz dicht vor ihr.

Tina funkelte ihn an. „Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!" sagte sie wütend und ging schneller.

Wenn die Augen leuchten —

wenn einem aus blühendem Teint ein roter Mund entgegenlacht, dann weiß man: diese Frau ist gesund, und sie ist schön, weil sie gesund ist. Solcher Liebreiz will gepflegt werden. An „kritischen Tagen" selbstverständlich durch die naturgemäße moderne „Camelia"-Hygiene, die natürliche Vorgänge niemals störend beeinflussen kann. Das heißt modern und doch vernünftig leben.

Ganz neue Annehmlichkeiten, einen wirklichen Hygiene-Komfort bietet Ihnen die „Camelia"-Super (10 St. 1.80) mit ihrer besonders zarten, seidigen Umhüllung. Man spürt sie kaum.

Frauenschmerzen schwinden schnell ...

wenn Sie zu dem eigens für die Frau geschaffenen, rasch wirkenden Mittel „Camelidal" greifen. „Camelidal" beeinflußt unmittelbar die Schmerzzustände und wirkt ausgleichend und krampflösend. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen. „Camelidal" erhalten Sie in Ihrer Apotheke.

Packung (6 Stück) 90 Pfg.

Camelidal

bannt Frauenschmerzen

Camelia

gibt allen Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen

In Apotheken, Drogerien und im übrigen einschlägigen Fachhandel erhältlich. Echt nur in der blauen Packung.

Was ist eine Buchgemeinschaft?

Hand aufs Herz: Wissen Sie wirklich Bescheid? Kennen Sie die Vorteile? So kommen 1½ Millionen Mitglieder der größten europäischen Buchgemeinschaft zu guten Büchern: der Monatsbeitrag beträgt DM 3,90. Dafür erhält jedes Mitglied vierteljährlich **Bücher nach freier Wahl** im Werte von DM 11,70 aus der jeweils neuesten Lesering-Jllustrierten — und zwar **zu erstaunlichen Vorzugspreisen!** Über 350 Titel aus allen Literaturgebieten stehen bereit und werden laufend durch neue Werke und Sonderangebote ergänzt. Wäre das nicht auch etwas für Sie? Kostenlos und unverbindlich senden wir Ihnen schnellstens die 60seitige Lesering-Jllustrierte für das 1. Quartal 1957 — wenn Sie ernsthaft interessiert sind!

Meine Bitte an den Deutschen Buchversand GmbH Hamburg 20, Deelböge 85

Ich möchte mich von den Vorzügen der größten europäischen Buchgemeinschaft überzeugen. Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich die 60seitige Lesering-Jllustrierte für das 1. Quart. 1957.

Name

Anschrift

Deine Hormone — — Dein Leben!

Bei nervös. Erschöpfung, früh. Altern, Depressionen u. vorztg. Schwächezustd. nur d. komb. Hormonpräparat:

•KAOTA•

das bewährte Resultat über 30-jähr. wissenschaftlicher Forschungen auf d. Gebiet der Hormontherapie! Durch die einzigartg. Komb. verschd. Wirkstoffe u. Hormone ist es der Quell kraftvoll. Lebens u. neuer Lebensfreude. Ausf. Broschüre m. Probe ohne Abs. g. Einsendg. v. 50 Pf. **100 Drg. DM 8.80 (silb. f. d. Mann). In Apoth. und durch: Medico-Pharma, 17b) SINGEN, Postf. 303** (früh. Berlin)

Gönnen Sie sich etwas

mehr Ruhe! Kaufen Sie wie Millionen nach dem Großkatalog der „Quelle" zu Hause ein. Weitere Vorteile: sehr niedrige und stabile Preise bei garantierten Qualitäten! Verlangen Sie kostenlos den neuen Großkatalog vom

GROSSVERSANDHAUS Quelle FURTH/BAY.

Abteilung D1

SÖHNLEIN
krönt das Fest

Hochstaplerin oder Anastasia?

... sie erinnert sich aller Ereignisse am Zarenhof bis in die Einzelheiten — und doch zweifelt die Welt: Ist jene Unbekannte wirklich Anastasia, die letzte Zarentochter? Dieses erregende Buch sucht die Antwort.

Überall für DM 6.80
in Österreich S 46,25; in der Schweiz sfr 8,10

Der Mann blieb an ihrer Seite. „Aber ich bitte Sie! Warum denn gleich so böse? Darf ich Sie nicht wenigstens ein Stück begleiten?"

Tina hielt an. „Nein", fauchte sie. „Das dürfen Sie nicht! Sie — Affe!" Dann lief sie davon.

Sie nahm ein Taxi, obwohl sie das Taxifahren aus dem Haushaltsplan gestrichen hatte, und während sie nach Wandsbek hinausfuhr, stiegen ihr die Zornestränen in die Augen. Wofür hatte dieser Mann sie gehalten? Sah sie so aus, als ob man sie einfach ansprechen könnte? Sie dachte darüber nach, daß es ihr immer so gegangen war. Alle Männer liefen ihr nach, jeden konnte sie haben, wenn sie wollte. Aber keiner dachte ans Heiraten, und wenn einer daran dachte, dann gefiel er ihr nicht. Zum Beispiel der Kellner in der „Rutschbahn", der ihr gleich zu Anfang einen ernsthaften Antrag gemacht hatte. Sie hatte ihn nicht gemocht, und ihre Abneigung gegen ihn hatte später ihre Bestätigung gefunden, als er nach ihrer Absage die gehässigsten Gerüchte über sie verbreitet hatte.

Von den Anständigen wollte sie keiner. Nicht mal Carl-Ludwig hat mich gewollt, dachte sie unglücklich. Und auch damals mit Martin war es schon so. Als es ernst wurde, wollte er mich nicht. Die kleine Burmester, die hat er sicher gleich gewollt, von Anfang an. Dabei ist sie in demselben Alter, wie ich damals war. Und hübscher ist sie sicher auch nicht.

Ihre Gedanken hakten sich an Martin fest. Sie erinnerte sich daran, wie ähnlich der Junge ihm war, und eine Weile gab sie sich der Vorstellung hin, daß sie jetzt zu Dritt zusammen leben würden, wenn Martin sie geheiratet hätte. Doch als sie dann wieder in ihrer stillen Wohnung war, wo niemand sie erwartete, ließ die Erinnerung an Martin nur ein schales Gefühl der Enttäuschung in ihr zurück, und sie dachte an ihn fast mit Haß.

Martin sitzt an Susannes kleinem Radio und hört Nachrichten. Er ist allein. Susanne ist im Badezimmer (sie verbraucht Gas, viel zu viel!).

Martin hört nicht besonders aufmerksam auf das, was der Rundfunksprecher sagt. Er will nur das Geräusch, er braucht Ablenkung und die Illusion, daß es noch wichtigere Dinge gäbe als seine Sorgen.

Die Sorgen, diese elenden Gewichte, sind während der letzten Tage immer schwerer geworden. Noch zwei Wochen bleiben ihm. Wenn bis dahin keine seiner Bewerbungen Erfolg gehabt hat, wird er arbeitslos sein. Eine sonderbare Sache: Ein Rechtsanwalt, der bei allen Gerichten zugelassen ist — und arbeitslos!

Manchmal denkt er, daß er außer dem Schreiben von Bewerbungen noch etwas anderes tun müßte: Zu Kollegen gehen, zu den Richtern, die er kennt. Neue Verbindungen anknüpfen! Herumhören, wo es etwas zu tun geben könnte. Aber sie alle wissen natürlich von seiner Rolle bei dem Status-Prozeß. Es wird wenig Zweck haben, sie aufzusuchen. Und Freunde, wirkliche Freunde besitzt er nicht. Er hat in Hamburg weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, echte Freundschaften zu schließen.

Der Sprecher gibt den Wetterbericht: „Ein ausgedehntes Tief von Irland... Regnerisch, kalt... Aussichten für morgen: Keine wesentlichen Änderungen..."

Also noch vierzehn Tage, denkt Martin. Die Miete werde ich noch bezahlen können, aber die Wohnung werde ich auf alle Fälle zum ersten Februar kündigen. Aus! Schluß! Ein möbliertes Zimmer. Kleinste Existenzbasis! Und dann neu anfangen...

Aber nächste Woche ist Weihnachten. Herrgott noch mal! Weihnachten und kein Geld!

Die Vorstellung, daß er Susanne nichts schenken kann, macht ihn ganz krank. Es ist eine Frage der Selbstachtung, des Prestiges vor Susanne — und auch ein wenig vor ihren Eltern.

Und dann: Susanne freut sich so kindlich auf Weihnachten. Sie hat tausend Wünsche. Und der größte ist eine weiße Lederjacke. Eine weiße Lederjacke! Was für eine Idee! Er hat sich erkundigt. Fast dreihundert Mark kostet so ein Ding. Unerschwinglich! Aber irgend etwas muß er ihr schenken. Und wenn's nur eine Handtasche ist...

„Hier eine Durchsage für Hamburg", sagt der Rundfunksprecher. „Zum Entladen neu eingelaufener Schiffe werden zusätzlich Arbeitskräfte benötigt. Interessenten wollen sich morgen früh..."

„Was hörst du da für ein langweiliges Zeug, Martin?" Susanne steht im Zimmer. Sie ist schon im Schlafanzug.

„Pssst!" macht Martin. „Nachrichten!" Er stellt das Radio leiser und lauscht.

„... ich wiederhole", sagt der Sprecher. „Interessenten wollen sich morgen früh um sechs auf dem Arbeitsamt in der Admiralitätstraße melden..." Martin stellt ab.

„Was Interessantes?" fragt Susanne.

„Nein. Nichts!"

Susanne sieht aus wie eine kleine Geisha in ihrem hellblauen Schlafanzug, mit den halblangen Hosen und den hochhackigen, roten Pantoffeln. Susanne ist wunderbar. Auch wenn sie nicht mit Geld umgehen kann. Er wird sie nicht enttäuschen. Er denkt an die Stimme des Radiosprechers: *Interessenten wollen sich morgen um sechs Uhr beim Arbeitsamt in der Admiralitätsstraße melden* . . . Er denkt: Warum eigentlich nicht? Er findet auf einmal die Idee, im Hafen zu arbeiten, sehr vernünftig — vernünftiger jedenfalls, als herumzusitzen und auf die Antworten für seine Bewerbungen zu warten oder auf Mandanten, die niemals kommen werden. Schauerleute werden nicht schlecht bezahlt. Fünfzehn bis zwanzig Mark eine Schicht.

Er ist plötzlich ganz aufgekratzt, er stellt das Radio wieder an. Dann steht er auf. „Komm, tanzen!" und er nimmt Susanne lächelnd in die Arme...

Susanne erwachte am nächsten Morgen von einem kleinen Geräusch. Es klang wie das Schnappen einer Tür. „Martin", sagte sie. Es blieb still. Sie knipste das Licht an. Martins Bett war leer. Sie sah erschrocken nach der Uhr. Halb sechs.

Auf dem Nachttisch lag ein Zettel. Martins Handschrift: Komme heute nicht zum Mittagessen. Habe was Wichtiges vor.

Sie rieb sich die Augen und überlegte. Was Wichtiges? Morgens um halb sechs? Sie konnte sich nicht vorstellen, was das sein mochte. Aber sie fand es schön, daß er schon so früh weggegangen war, weil er was Wichtiges vorhatte. Es gab ihr das angenehme Gefühl, daß sie einen tüchtigen, smarten Mann hatte, der sich nicht unterkriegen ließ. So einen, wie ihr Vater war...

Sie gähnte herzhaft. Dann knipste sie das Licht aus, rollte sich zusammen und ließ sich wohlig wieder vom Schlaf einhüllen. Sie genoß das schöne Bewußtsein, nicht gestört zu werden und zu wissen, daß Martin schon unterwegs war, um zu arbeiten. Für sie zu arbeiten. Ein Bewußtsein, das jede Frau hin und wieder genießt. Ach, viel zu selten...

Martin stand fröstelnd auf dem Arbeitsamt im Gedränge der Männer. Unfreundliche Erinnerungen an Krieg und Nachkriegszeit stiegen in ihm hoch.

Er rauchte. Auch die anderen rauchten. Der Qualm der Zigaretten lag in grauen Schwaden über ihren Köpfen; er vermischte sich mit dem Geruch feuchter Kleider und biß in die Augen.

Die Männer trugen Hosen aus dickem Kord und Schnürschuhe mit schweren Sohlen. Sie trugen grobe Pullover und alte, abgewetzte Jacken darüber. Kein schönes Zeug, aber für diese Arbeit genau das Richtige.

Martin besaß nichts dergleichen. Er hatte seinen ältesten Anzug an und darüber den Regenmantel, aber er fiel dennoch auf. Die Männer warfen ihm interessierte oder mißtrauische Blicke zu.

Eine leichte Übelkeit überfiel ihn, die Übelkeit eines Menschen, der zu früh aufgestanden ist, nicht richtig gefrühstückt hat und einer fremdartigen, ungewissen Situation gegenübersteht. Er war dennoch entschlossen, durchzuhalten. Mit Männern dieser Art war er immer gut ausgekommen. Wenn er nur erstmal eine Schicht hinter sich hatte.

Einer rief: „Die Stempelkarten!" Seine Stimme wurde durch Lautsprecher verstärkt.

Martin hatte keine Stempelkarte. Er wartete.

Die Männer standen murmelnd in Gruppen zusammen. Sie schienen die Spielregeln genau zu kennen.

Nach einer Weile wurden Namen aufgerufen. Und jedesmal antwortete einer der Männer mit einer Zahl.

Martin fühlte sich ausgeschlossen. Sein Name würde nicht aufgerufen werden, denn er hatte keine Karte abgegeben. Und er wußte nicht mal, was für eine Zahl er hätte rufen müssen, wenn er eine Karte gehabt hätte.

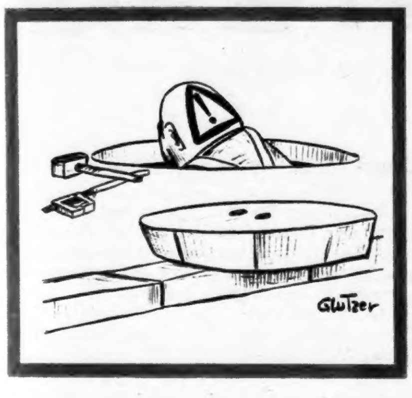
Der hinter der Barriere rief: „Schuppen einundsiebzig!" Er steckte eine Anzahl von Karten in einen Umschlag, gab sie einem der Männer, und die Aufgerufenen folgten diesem Mann nach draußen. Das war also die Belegschaft für den Schuppen einundsiebzig.

Das Spiel wiederholte sich. Es war jedesmal das gleiche, nur daß die Nummern der Schuppen sich änderten.

Der letzte Trupp verließ schurrend den Raum.

Martin blieb allein zurück. Einen Moment spielte er mit dem Gedanken, den Mann hinter der Barriere anzusprechen. Ach was! Ohne die Stempelkarte würde er hier keine Arbeit bekommen.

Er trat auf die dunkle Straße und schlug frierend den Mantelkragen hoch. Idiot! dachte er. Alter Idiot! Man muß doch arbeitslos sein, wenn man Arbeit haben will! Man lebt doch in einem wohlorganisierten sozialen Staatswesen! Ich bin nicht arbeitslos! Ich bin immer noch Sozius der



Anwaltsfirma Bredow und Quant! Ein schöner Rechtsanwalt bin ich, weiß nicht mal, daß man eine Stempelkarte braucht!

Ihn ergriff der Jammer der Erfolglosen. Er dachte an Susanne. Er konnte unmöglich jetzt nach Hause zurückkehren. Was sollte er ihr denn sagen?

Er fuhr zum Büro am Mönkedamm. Er war noch immer der Sozius. Er ging in sein Zimmerchen. Auf seinem Schreibtisch lagen die Sachen des Neuen. Er packte sie zusammen und legte sie auf Fräulein Lübkes Tisch. Sollte der Neue sehen, wo er heute einen Platz fand!

Er suchte sich einen Stoß Handakten heraus von Fällen, die er in den letzten Monaten bearbeitet hatte. Er machte sich eine Liste zurecht und schrieb die Namen und Adressen aller Mandanten auf, die er jemals vertreten hatte.

Es war eine wenig sinnvolle Arbeit. Aber es war eine Arbeit. Und er war fest entschlossen, nicht vor dem Nachmittag nach Hause zu gehen. Vielleicht war, wenn er nach Hause kam, endlich eine Antwort auf eine seiner Bewerbungen da . . .

Als Susanne zum zweitenmal erwachte, war es neun. Erschrocken fuhr sie hoch. Dann sah sie Martins Zettel auf dem Nachttisch liegen. Ach ja! Sie legte sich zurück und rekelte sich faul. Sie war wunderbar ausgeschlafen und das Leben gefiel ihr ausnehmend gut. Eine bleiche Dezembersonne schien schüchtern durch das Fenster.

Sie blieb noch eine halbe Stunde liegen, und währenddessen überlegte sie, was sie unternehmen sollte. Sie hatte den ganzen Tag für sich. Das Mittagessen fiel aus.

Einkaufen! In der Stadt zu Mittag essen!

Wo nur Martin steckte? Ob er vielleicht verreist war? Sie erinnerte sich an die große Sache, von der er ihr neulich erzählt hatte. Vielleicht verhandelte er jetzt darüber. Und dann würde er sie Weihnachten damit überraschen.

Also einkaufen!

Geld! Sie sah in ihrer Handtasche nach. Sechs Mark dreiunddreißig. Du lieber Gott. Ihre gute Stimmung sank ein wenig. Sie hatte gestern nicht gewagt, ihn nach Geld zu fragen. Bei den letzten fünfzig Mark hatte er gesagt, daß sie damit bis Weihnachten auskommen müßte.

Also sechs Mark dreiunddreißig. Das reichte noch gerade für einen Tag!

Heute abend spreche ich mit ihm, nahm sie sich vor. Er muß das einsehen! Er muß sich eben Vorschuß holen, oder was borgen . . .

Sie ging nicht in die Sierichstraße zum Einkaufen, sie fuhr ins Zentrum. Wenn sie schon kein Geld hatte, dann wollte sie wenigstens die Schaufenster am Jungfernstieg sehen.

Sie stand vor den Auslagen eines großen Geschäftes. Sie sah eine weiße Lederjacke. Genauso eine, wie sie sich wünschte. 285 Mark. Das würde Martin sich nicht leisten können. Er hatte ja nicht einmal genügend Haushaltsgeld für sie! Sie dachte über ihre Armut nach und wurde traurig. Und je länger sie darüber nachdachte, desto begehrenswerter erschien ihr die weiße Lederjacke. Und während sie weiterging, stieg ein kleines Gefühl des Unmuts gegen Martin in ihr auf, aber sie unterdrückte es sofort.

Am nächsten Schaufenster blieb sie wieder stehen. Herrenmoden. Was gab es für hübsche Sachen! Der Schal zum Beispiel, oder die Handschuhe, oder der Hausmantel, oder der dicke Skipullover. Du lieber Gott, die sechs Mark dreiunddreißig in ihrem Portemonnaie würden nicht mal für einen Schlips reichen.

Drinnen im Geschäft stand ein untersetzter Mann mit grauem Haar. Er hatte den Rock ausgezogen und schlüpfte in eine warme, weiche Kamelhaarweste, die ihm ein Verkäufer hinhielt.

„Sie paßt, Herr Burmester", sagte der Verkäufer.

„Mal langsam, junger Mann", grunzte Burmester. Er streckte die Arme aus, hob sie über den Kopf und ließ sie wieder fallen. Dann bewegte er rollend die Schultern, wie ein Boxer im Training, und beklopfte die Weste umständlich mit den Handflächen. „Ja, sie paßt", sagte er dann.

Der Verkäufer antwortete nicht. Er sah an ihm vorbei. Ziemlich unhöflich! dachte Burmester und folgte dem Blick des andern.

Durch die Glastür sah er ein Stück vom Schaufenster. Er zuckte zusammen. Hinter der von der Kälte beschlagenen Scheibe erkannte er das Gesicht seiner Tochter.

Burmester hat seit Jahren nicht mehr einen solchen Ausdruck auf Susannes Gesicht gesehen — diesen Ausdruck von Sehnsucht und kindlicher Traurigkeit. Der Anblick machte ihn sofort weich. Es geht ihr schlecht, durchfuhr es ihn. Man sieht es ihr an, wie schlecht es ihr geht.

Er griff nach seiner Jacke. Der Verkäufer half ihm eilfertig hinein.

Burmester legte den Schal um und wollte den Mantel anziehen. In diesem Augenblick verschwand Susannes Gesicht.

„Moment!" sagte Burmester hastig. „Ich komme gleich wieder." Er warf dem Verkäufer den Mantel zu und ging eilig hinaus.

Er sah Susannes helles Haar im Gedränge schimmern.

Vor dem nächsten Schaufenster hielt sie wieder an und betrachtete mit dem gleichen sehnsüchtigen Gesichtsausdruck die Auslagen.

Burmester bleibt zögernd stehen. Was wird sie sagen? Vielleicht wird sie einfach davonlaufen. Noch heute morgen hat er mit seiner Frau über Susanne gesprochen. „Ich werde das Gör aushungern", hat er gesagt. „Eines Tages wird sie bestimmt zurückkommen."

„Und wenn Martin es schafft?" hat Marion ein bißchen boshaft gefragt. „Er ist doch so tüchtig. Das hast du doch immer behauptet."

Bis jetzt hat es Martin offenbar nicht geschafft. Sonst würde Susanne nicht so verloren hier rumlaufen. Man sieht ihr an, daß sie kein Geld hat. Susanne hat nicht gelernt, so etwas zu verbergen.

Jetzt wendet sie sich ab und will weitergehen.

Burmester überlegt nicht lange. Er faßt nach ihrem Arm. „Susanne", sagt er. Seine Stimme ist wie eingefroren. Er hustet und sagt nochmal, diesmal ganz laut: „Susanne!"

Sie dreht sich um und sieht ihn an.

Burmester hält den Atem an. Sie ist doch sein einziges Kind. Sie darf mir nicht davonlaufen, denkt er. Sie ist doch mein einziges Kind! Er zittert innerlich, wie vor einem großen entscheidenden Geschäftsabschluß.

Aber sie läuft ihm nicht davon. Ihre Augen beginnen zu strahlen. Ihr Mund löst sich. Sie hebt beide Arme.

Während Burmester ihre Hände in seinem Nacken spürte, während er sie an sich drückte, dachte er auf einmal: Ich werde doch noch fertig werden mit diesem verdammten Quant — —

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Wieviel Schritte geht die Hausfrau täglich?

. . . mit einem Schrittzähler, der wie eine Uhr aussieht und am Gürtel zu tragen ist, wurden die Schritte einer Reihe von Hausfrauen gezählt. Hier das Ergebnis: Zwischen 8982 und 19448 Schritte, je nach dem Umfang der Arbeit der Hausfrau.

Ist es bei einer solchen Beanspruchung nicht wirklich wichtig, den Füßen alle Erleichterungen zu bieten? – Mit BAMA•Molli im Schuh gehen Sie frischer und froher und sind abends längst nicht mehr so müde. Ja, auf BAMA•Molli wird jeder Schritt zur Freude.

BAMA Molli

BAMA•Molli für die kühlere – und BAMA•famoos für die mildere Jahreszeit erhalten Sie für DM 1.25 (in Kindergrößen für DM 1.–) in den Schuhgeschäften und im Lederhandel.

Sonder-Angebot

Anstatt 428,50 nur 295.-

Bitte fordern Sie unseren **Bildkatalog 6 H** mit allen Fabrikaten. Anzahlung schon ab **4.-** DM

NÖTHEL + CO Göttingen

Deutschlands großes Büromaschinenhaus

SCHLANKE HÜFTEN SCHLANKE BEINE

durch „de Lou"-Spezial-Entfettungscreme äußerlich anwendbar. Tausendfach bewährt. Unschädlich. Spezialpräparat für Hüftpartie, Oberschenkel, Waden u. Fesseln. Begeisterte Dankschreiben. Packung 7,95, Kurpackunng 12,95 (Erfolgsgarantie) per Nachn. oder Vorauszahlung. Fordern Sie ausführl. kostenlosen Ratgeber für Beseitigung auch anderer Schönheitsfehler von

Kosmetikwerk Thomas, Honnef/Rh. 110 R (Postf.)

Die gemütlichen Abendstunden genießen

durch die guten Briefmarken-Auswahlen „IBO-Aufwärts". — Fordern Sie bitte sofort meine Bedingungen, Und dann greifen Sie noch heute zu diesen IBO-Markenlots!

I IBO O

a) IBO-Wunderlot 100, mit 100 ganz herrl. Bildermarken, DM 7,50 (Porto 0,90 DM)

b) IBO-Zauberwelt, ein schönes Einsteckbuch mit 120 wundervollen Motivmarken, eine Augenweide für jeden, das Geschenk! DM 16,45 (Porto 1,20 DM)

Nachnahme od. Vork. PS Köln 922 57. Garantie Rückgaberecht.

INGO BOHLE, Bergneustadt/Rhld., Postf. 64 s

Viel Glück 1957!

Neuer farbiger Gratis-Katalog 68 Seiten, 200 Bilder

Die weltberühmte HOHNER Alle Musik-Instrumente

12 Monatsraten

LINDBERG

Größter HOHNER-Versand Deutschlands

München 15, Sonnenstr. 36

Fältchen und Krähenfüße

wirken unschön und machen vorzeitig alt. ZELLACTIV, das neue medizinisch-wissenschaftliche Spezialkosmetikum mit Frischdrüsen- und Plazentaauszügen verjüngt und strafft Ihre Haut und verleiht Ihrem Teint eine natürliche Jugendfrische. Eleg., kompl. Kurpackung DM 15,–. Voreinsendung oder Nachnahme. Interessante, illustr. Broschüre über die Verjüngung der Haut mit ZELLACTIV kostenlos

MEDICATOR Chem. u. pharmaz. Präparate G.m.b.H. Berlin West, Bismarckallee 25/L

JURGEN THORWALD

TEUFLISCHES GEHEIMNIS

Der Chef des Strahleninstituts von San Ray, Professor Sanders, und Bill Donovan, der frühere Geliebte von Mrs. Sanders, wurden ermordet. Todesursache: eine Armbanduhr, die radioaktive Strahlen verbreitet. Der Journalist Dr. Thomas Kerr und sein Freund Philipp Murphy stehen kurz vor der Lösung des Verbrechens. Der Mörder weiß, daß die Uhr das einzige Beweisstück gegen ihn ist und daß er sie an sich bringen muß. Alle seine Versuche mißlingen, auch der letzte, dem Helen, Bills junge Frau, zum Opfer fällt.

Ich lief durch Philipps Zimmer und öffnete die nächste Tür zu seinem Vorzimmer mit einem so wuchtigen Stoß, daß Philipps Sekretärin von ihrem Tisch aufsprang.

„Dorothy", keuchte ich. „Alarmieren Sie sofort einen guten Arzt. Lassen Sie ihn durch die Posten draußen holen, wenn es nicht anders geht. Sagen Sie ihm, es handelt sich um eine traumatische Hirnblutung oder eine spastische Durchblutungsstörung mit Lähmungserscheinungen. Es geht um jede Minute. Beschaffen Sie einen Platz in einer neurologischen Klinik. Dr. Murphy hat doch Beziehungen."

„Mrs. Donovan?" fragte sie.

„Ja. Warum haben Sie nicht sofort einen Arzt gerufen?"

„Sie wollte nicht. Sie sagte, es sei nichts Ernstliches. Sie fühlte sich nur schwindlig — sonst nichts."

Dorothy wählte schon eine Nummer. Sie sah offenbar an meinem Gesicht, in welcher Verfassung ich war. „Gehen Sie zu ihr zurück", sagte sie. „Sie können sich auf mich verlassen. Ein Wagen ist nur wenige Minuten von hier entfernt."

Ich lief durch Philipps Zimmer zurück. Helen hatte die Hand ihres linken Armes um den rechten gespannt. Sie zerrte an ihm und versuchte, ihn hochzuheben und in der Höhe zu halten. Aber er fiel immer wieder haltlos und hilflos zurück. Ihr Gesicht war grau, und ihre Augen schienen in ihre Höhlen zurückzutreten — so als empfände sie Angst vor ihrer Umwelt und den unbekannten, lähmenden Sensationen in sich selbst. Ich konnte nichts anderes tun, als mich auf den Rand ihres Sessels zu setzen, den Kopf sanft festzuhalten und über ihre kranke Hand zu streichen, bis sie ruhiger wurde. Dann brach sie plötzlich in Tränen aus.

„Ist es nicht so", sagte sie, „ich hätte Los Angeles nie sehen dürfen . . ."

„Dann wären wir nie zusammengekommen."

„Um im gleichen Augenblick wieder getrennt zu werden . . ."

Ich empfand eine so große Zuneigung und Zärtlichkeit, daß jedes meiner Worte ohne Vorbehalt war. „Wir werden uns nicht trennen", sagte ich. „Du wirst bald wieder gesund sein. Aber derjenige, der dir das angetan hat, wird keine ruhige Stunde mehr erleben . . ." Ich unterbrach mich, weil der Haß mich überflutete.

In diesem Augenblick stand Dorothy in der Tür. „Der Doktor und der Krankenwagen sind schon unterwegs." Sie sah Helen an und dann mich. „Außerdem ist Mr. Murphy am Apparat und möchte Sie sprechen. Er weiß Bescheid." Sie sah mich abermals an. „Er ist in meinem Zimmer am Apparat. Ich bleibe solange hier."

„Nur einen Augenblick, Helen", sagte ich. „Ich werde sofort zurück sein."

Sie nickte stumm. Die Tür zwischen Philipps Zimmer und dem Raum, in dem Helen sich befand, ließ ich geöffnet. Die Tür zum Vorraum fand ich zu meiner Überraschung geschlossen. Als ich jedoch eintrat, begriff ich, warum Dorothy sie hinter sich zugezogen hatte. Ein Polizeibeamter in Uniform und der Beamte in Zivil, der vor der Tür Wache gehalten hatte, standen vor dem Tisch mit den Telefonapparaten, und der Uniformierte telefonierte. „Ja, Mr. Murphy", sagte er, „wir hätten ihn wahrscheinlich nicht so schnell gekriegt, wenn er nicht den Unfall gehabt hätte. Natürlich lebt er. Wir haben ihn hier. Die beiden Parkwächter, die ihn verschwinden sahen, haben ihn wiedererkannt. Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Wir müßten ihn Mrs. Donovan gegenüberstellen. Ihre Beschreibung paßt auf ihn. Wenn sie ihn erkennt, ist er dran . . . Ja, ich habe ihn eben verhört. Keine Ahnung . . . heißt angeblich Jack Bandler und will Schriftsteller sein, der hier 'ne Idee verkaufen wollte. Ist glatt wie ein Aal. Aber wir sehen ihm schon unter die Weste. Der andere Wagen ist ihm direkt hineingefahren, hat absolut schuld gehabt — aber dem Verkehrssünder können wir in diesem Fall noch danken . . . Ja, in Ordnung."

Ich hatte den Atem angehalten. Sie hatten also den Mann erwischt, der auf der Flucht aus dem Studio gesehen worden war. Ich fühlte ein Brennen in den Händen. „Wo ist er?" fragte ich, als der Uniformierte den Hörer auf den Tisch legte und sich nach mir umwandte.

„Dr. Kerr?" fragte er.

„Ja."

„Wir haben ihn draußen auf dem Gang, aber zuerst sollten Sie Mr. Murphy sprechen . . ."

Ich nahm den Hörer und hörte sofort Philipps rauhe Stimme. „Steht's schlimm mit ihr?" fragte er.

„Ich weiß es noch nicht", sagte ich heiser. „Wenn's nur eine spastische Sache ist, wäre alles nicht so schlimm, aber es kann auch eine Blutung sein . . ."

„Das kann ich mir nicht denken", sagte er mit einem rauhen Versuch, trösten zu wollen. „Ist mit Doktor und Hospital alles in Ordnung? Dorothy weiß Bescheid, sie hat bestimmt das Beste gemacht. Thomas, wenn Sie Angst haben, daß es sich bei ihr verschlimmern könnte, wenn Sie ihr jetzt den Burschen gegenüberstellen, lassen Sie's. Sie halten ihn schon so lange fest und quetschen ihn aus. Es kann sowieso nur ein Handlanger sein — nach allem, was ich jetzt weiß. Aber es ist gut, daß sie ihn haben. Also tun Sie nichts, was Helen schadet!"

„Bestimmt nicht", sagte ich. Ich schwankte zwischen meiner Angst um Helen und dem brennenden Wunsch, den Burschen vor mir zu haben, der sie so zugerichtet hatte. „Ich kann nicht darüber entscheiden", sagte ich. „Das soll der Arzt tun, der gleich kommen muß. Ich kann's nicht . . ."

„Ich verstehe", sagte er. „Wenn Sie Helen in der Klinik haben und nichts weiter für sie tun können, sollten Sie zu mir herüberkommen. Wir wissen bis jetzt noch nicht alles. Aber eines steht fest: In die Uhr sind mit größtem Raffinement winzige radioaktive Splitter eingebaut, so geschickt, daß sie bei einer normalen Untersuchung gar nicht auffallen, und so schwach dosiert, daß sie nur auf sehr lange Zeit wirksam werden können. Erinnern Sie sich an die Widmung für Sanders, ich meine die Widmung in Lochschrift? Die Löcher haben ihre besondere Bedeutung als Austrittsstellen für die Strahlung. Das steht fest. Wir haben auch herausgefunden, wo die Uhr gekauft sein könnte. Es gibt nur bestimmte Geschäfte, die sie führen. Außerdem habe ich einen ehemaligen Professor von San Ray gefunden, der bei Sanders' Jubiläum dabei war. Ich werde ihn in einer Stunde ungefähr sehen."

„Ich werde kommen", sagte ich aus meiner hassenden Begierde heraus, den oder die Mörder zu stellen.

„Gut", sagte Philipp, „bestellen Sie Helen einen Gruß von mir, wenn's geht. Und alles Gute, Thomas, ich warte auf Sie."

Ich hängte ein und sah die Polizisten an. „Kann ich ihn mal sehen?" fragte ich mit trockener Kehle.

Der Beamte in Zivil nickte. „Und Mrs. Donovan?"

„Das wird sich entscheiden, sobald der Arzt da ist", sagte ich.

„Sind Sie keiner?"

„In diesem Fall nicht."

Er sah mich verwundert an, fragte aber nicht weiter. Der Uniformierte öffnete die Tür. Draußen warteten mehrere andere Uniformierte. Zwei hatten einen sehr eleganten jungen Mann von fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahren zwischen sich. Er war mager und mittelgroß und trug einen hypermodernen blauen Anzug im Geckenschnitt. Er erinnerte mich an Play-boys auf dem Sunset Boulevard. Sein gebräuntes Gesicht war hübsch, aber zugleich von einer Kälte und Überheblichkeit, die in seinen verschlagenen Augen gipfelten. Diese fast schwarzen, undurchsichtig verschleierten Augen kamen mir irgendwie bekannt vor.

Er schielte mich an. „Das ist doch ein Ausländer", sagte er. „Das hör ich doch! Glauben Sie vielleicht im Ernst, was der über'n amerikanischen Staatsbürger sagt?"

Der Haß in mir war so groß, daß ich versucht war, ihn auf seinen schmallippigen Mund zu schlagen, aber ich dachte im letzten Augenblick daran, daß seine Bemerkung ebenso schlau wie richtig war und daß es gut war, sich zurückzuhalten.

„Wie lange soll dieses Theater noch dauern?" sagte er. „Ich weiß von nichts. Ich war hier im Haus. Ich wollte ein Fernsehspiel verkaufen. Aber dann habe ich den Mut verloren und bin wieder gefahren. Dabei haben mich die beiden Kerls unten gesehen. Wie oft soll ich das noch sagen? Mein Anwalt wird Ihnen zu schaffen machen."

„Das lassen Sie nur unsere Sorge sein", sagte der Beamte in Zivil. Und dann zu mir: „Die Gegenüberstellung mit den Angestellten wird nach der Mittagspause gemacht." Und wieder zu dem Burschen: „Also, Mr. Bandler, Sie werden gleich Ihr Opfer sehen, und das Opfer wird Sie sehen. Wie fühlen Sie sich?"

„Oh, sehr gut", sagte der Bursche spöttisch und ganz und gar ungerührt. „Wenn Sie mit dem Quatsch von einem Opfer aufhören würden, dann ging's mir sogar noch besser — ich kenne gar kein Opfer."

„Es genügt, wenn das Opfer Sie kennt!"

In diesem Augenblick kam ein jüngerer, breiter Mann mit einer Arzttasche herein, gefolgt von zwei Leuten in weißen Kitteln mit einer zusammengelegten Bahre. „Ich bin Dr. Price", sagte er. Er hatte eines von den Gesichtern, die vom ersten Augenblick an Vertrauen erzeugen, obwohl sie häßlich sind.

„Ach Doc", sagte der Zivilist, „Sie wissen Bescheid?"

„So ungefähr", sagte Price.

„Der Mann hier steht im Verdacht, den Überfall auf die Kranke gemacht zu haben. Wir brauchen eine Gegenüberstellung. Sehen Sie bitte nach, ob's geht."

„Gleich", sagte Price. Dann sah er mich an. Ich murmelte meinen Namen und brachte ihn zu Helen.

Dorothy saß neben ihr. Sie schwiegen beide. Aber ich erschrak. Mir schien, als hinge Helens Gesichtshälfte etwas herab, wie bei einem vom Schlaganfall getroffenen Menschen. Ich merkte, daß Price es ebenfalls sah, und ich zwang mich zu einem Lächeln. „Helen", sagte ich, „das ist Dr. Price, er wird sich jetzt um dich kümmern . . ."

Auch Price setzte ein ermutigendes Lächeln auf, aber ich hing lauernd an seinen Augen und sah, daß sie von Sorge verschattet waren. Er machte ein paar schnelle untersuchende Griffe. Dann öffnete er seine Tasche und entnahm ihr eine Ampulle mit angelöteter Injektionsnadel. „Ein kleiner Stich, Mrs. Donovan", sagte er. „In ein paar Tagen legt sich das." Er injizierte schnell, während Helens Blick von ihm zu mir herüberwanderte und wieder zu Price zurück. Sie versuchte, sein Gesicht zu durchdringen. Aber sie war wahrscheinlich zu gesund und im Umgang mit Ärzten zu unerfahren, um seine lächelnde Maske zu durchschauen. Ich fühlte, daß sie ihm glaubte und Trost und Ermutigung daraus schöpfte.

Price winkte den Trägern. Sie legten Helen vorsichtig auf die Bahre. Als sie ruhig dalag, trat Price hinter ihren Kopf und nickte mir zu.

„Helen", sagte ich, „du würdest den Mann wiedererkennen, der dich überfallen hat?"

„Ja", sagte sie. „Ich werde ihn nie vergessen."

„Es würde dich nicht aufregen, wenn du ihn sähest?"

„Hat man ihn gefunden?" fragte sie mit einer sonderbar mühsamen Bewegung ihrer schönen und jetzt so schief verzogenen Lippen. Diese Bewegung zerschnitt mir das Herz. Ich legte meine Hand auf ihre Stirn und hielt ihren Kopf fest, weil ich merkte, daß sie sich aufrichten wollte.

„Du wirst ihn sehen", sagte ich, „wenn du mir versprichst, ganz ruhig zu bleiben und nur ‚ja' zu sagen, wenn du ihn erkennst, oder ‚nein', wenn er es nicht ist. Die Polizei glaubt, ihn gefunden zu haben. Er ist in Philipps Zimmer."

„Gib mir deine Hand", sagte sie, „dann werde ich ganz ruhig sein."

Price ging voraus. Helen hatte ihre linke, gesunde Hand fest in meine Rechte gepreßt. In dem Augenblick, in dem wir ins Vorzimmer kamen und Helen den Verhafteten sehen konnte, fühlte ich am Zucken ihrer rechten Hand, daß sie ihn erkannte. Der Mann tat so, als interessiere ihn Helen nicht, aber sein kalter Rattenblick glitt doch ganz schnell einmal über sie hin.

„Ja", sagte Helen mühsam. „Er war es."

„In Ordnung", sagte der Beamte in Zivil, „stellt ihn noch den anderen gegenüber, und dann bringt ihn nach unten."

Die schwarzen Augen des Burschen huschten schnell hin und her, dann verkrochen sie sich wie hinter einem Vorhang. „Auch 'ne Ausländerin", stellte er fest. „Glauben Sie, daß irgendwer auf ihre Behauptungen etwas gibt? Ich habe sie nie gesehen. Die ist ja hysterisch, weiter nichts."

Ich kam dicht an ihm vorbei und hatte meine Faust geballt.

„Bringt ihn raus", sagte der Beamte in Zivil.

Als ich dreiviertel Stunden später einen Platz in den endlosen Reihen parkender Professoren- und Studentenautos auf dem Universitätsgelände nördlich von Westwood-Village suchte, hatte ich eine Weile zu tun, bis ich in eine passende Lücke hineinrutschen konnte.

Während ich aus dem Wagen stieg und mich nach dem Gebäude umsah, in dem Philipp sein mußte, schob sich immer wieder das Bild Dr. Panostas von der Klinik am Wilshire-Boulevard, in die Price Helen gebracht hatte, vor meine Augen: klein, mit magerem, sensiblem Künstlergesicht, fast ein Abbild Harvey Cushings, des größten Neuro-Chirurgen, den die Welt gekannt hatte. Ich sah seine zarten Hantierungen und hörte seine beruhigenden Redensarten. Er hatte schnell begriffen, daß es mir weder auf Zeit noch sonst etwas ankam, sondern nur darauf, daß Helen lebte, daß sie ihre Lähmung wieder verlor und gesund wurde. Aber auch er war kein allmächtiger Gott. Und ich wurde den Gedanken nicht los, daß er mich belog. Ich war kein Spezialist, aber ich wußte schließlich genug über die häufige Hilflosigkeit auch der Spezialisten und die tröstliche Leere mancher Versicherung.

In der Auskunft fragte ich nach Murphy. Das rothaarige Mädchen hinter dem Fenster zeigte mir den Weg. Als ich bereits im Davongehen war, rief sie mich jedoch zurück. „Sind Sie Dr. Kerr?" Als ich nickte, reichte sie mir einen Zettel. „Das hat Dr. Murphy für sie hinterlassen."

Philipp bat mich, in das nicht weit vom Universitäts-Campus gelegene Appartementhaus „Oregon" zu kommen. Der Weg dorthin war auf die Rückseite des Zettels gezeichnet.

Ich kehrte zum Parkplatz zurück und machte mich von neuem auf den Weg. In der vierten Querstraße, inmitten prächtig gepflegter Rasenflächen, fand ich das fünfstöckige knallgelbe „Oregon".

Ein chinesisch aussehender Portier wies mich in den ersten Stock, in das Appartement 24. Es war ein ziemlich neues Haus. Die Tür zu Nummer 24 trug ein „Messingschild: „Richard Mitchell". Es konnte sich nur um den ehemaligen Professor von San Ray handeln, den Philipp nach dem Jubiläumsgeschenk an Sanders befragen wollte. Er öffnete selbst, ein fünfzigjähriger, sehr kleiner Mann mit einem viereckig anmutenden, gänzlich kahlen Kopf, der aus mißtrauischen und gleichzeitig furchtsamen Augen zu mir aufsah, mich aber einließ, als ich meinen Namen murmelte.

Die Türen zum Wohnraum und zum Balkon waren weit geöffnet, und ich sah Philipps mächtige Gestalt inmitten des Zimmers.

„Wie geht es Helen?" war seine erste Frage.

Ich sagte, was ich über Helen sagen konnte, und spürte dabei von neuem, wie nichtssagend es war. Ich glaubte aus Philipps Gesicht herauszulesen, daß er um die Relativität aller Spezialistenerklärungen genauso wußte wie ich. Einen Augenblick lang verbrachten wir in quälendem Schweigen, während Mitchell wartend neben einigen gepackten Koffern stand. Er war es, der das Schweigen brach. „Es tut mir wirklich leid", sagte er mit einer merkwürdig brüchigen Stimme, „ich kann Ihnen keine Auskunft geben. Hätte ich von vornherein den Sinn Ihres Besuches gekannt, hätte ich Sie nicht empfangen. Was Sie mir da über die Uhr berichtet haben, ist so ungeheuerlich, daß niemand in San Ray damit in Zusammenhang stehen kann. Ich lehne deshalb jede Auskunft ab, die zu irgendwelchen Rückschlüssen auf die Professorenschaft von San Ray führen könnte."

„Es gibt also solche Auskünfte", sagte Philipp und sah Mitchell mit seinem durchdringenden Haifischblick an. „Sie müssen wissen", sagte er zu mir, „Dr. Mitchell bereitet sich auf eine Reise nach New York vor, und ich habe mir was drauf eingebildet, ihn vorher noch erwischt zu haben. Aber wie Sie sehen..." Er wandte sich wieder Mitchell zu, der mit nervösen Fingern nach Zigaretten suchte und sehr hastig zu rauchen begann. „Glauben Sie, daß die Polizei die Professorenschaft von San Ray mit Fragen verschonen wird? Ich könnte mir denken, daß diese Fragen unangenehmer sein werden als meine."

„Wollen Sie allen Ernstes die Polizei..."

„Ich glaube, Sie haben nicht richtig verstanden", brummte Philipp. „Mit der Uhr sind zwei Morde geschehen. Ich wiederhole: zwei Morde. Und selbstverständlich wird die Polizei eine Anzeige erhalten. 'n Stückchen davon hat sie schon, weil die Mörder, die mit der Uhr ihre Morde verübt haben, Jagd auf die Uhr machen lassen. Einen Mann hat die Polizei vor einer Stunde verhaftet. Vielleicht redet er."

Mitchell führte seine Zigarette anstatt an die Lippen an seine rechte Wange und warf sie dann böse in den Aschbecher. „Und denken Sie nicht an die Folgen für San Ray? Sie denken nicht an den Skandal, wenn..."

Philipps Augen glitzerten. „Wozu?" sagte er. „Mörder kommen auf den elektrischen Stuhl, auch wenn sie Professoren sind. Aber kein Mensch hat gesagt, daß es Professoren sein müssen. Oder wissen Sie vielleicht Genaueres?"

„Was gibt Ihnen das Recht zu solchen Fragen?" fuhr Mitchell auf. Sein Gesicht wurde grau dabei.

„Verzeihung", sagte Philipp, „aber Sie dürfen sich nicht über solche Fragen wundern. Ich werde eine Sendung über die Uhr machen, und Sie können sicher sein, daß ich dann öffentlich die Fragen an Sie richten werde, die Sie jetzt nicht beantworten wollen."

Mitchell stand immer noch bei den Koffern. Er schien zu schwanken, ob er uns hinauswerfen oder einlenken sollte. Der Ausdruck der Furchtsamkeit in seinen wässerigen kleinen Augen verstärkte sich. Er befeuchtete mit der Zunge seine Lippen, als seien sie aus irgendeinem Grunde trocken und spröde geworden.

„Sie sind so besorgt um San Ray", versetzte Philipp ihm einen neuen Hieb. „Sie gehören doch gar nicht mehr dazu. Sie haben doch Ihren Platz in San Ray vor 'ner ganzen Weile aufgegeben. Weshalb wollen Sie ein Institut decken, mit dem Sie nichts mehr zu tun haben?"

„Was wollen Sie wissen?" sagte Mitchell, und seine Zunge fuhr schnell über seine Lippen.

„Was wir wissen wollen?" grollte Philipp. „Sie kennen die goldene Uhr, die Professor Sanders zum Jubiläum geschenkt bekam. In der Rückseite steht: Von der Professorenschaft von San Ray. Ich kann Ihnen die Uhr nicht zeigen, ich schleppe sie nicht mehr mit mir herum, damit niemand in die Versuchung kommt, mich auf den Kopf zu schlagen. Aber stimmt's, daß sie von der Professorenschaft war?"

„Natürlich", sagte Mitchell widerwillig.

„Ist die Uhr mit Geld aus 'ner Sammlung gekauft worden?"

„Ja, natürlich."

„Wer hat die Sammlung angeregt?"

„Das ist mir unbekannt."

„Bitte, überlegen Sie!"

„Dr. Murphy, wenn Sie ein Verhör vornehmen wollen..."

„Nichts, was mir ferner läge", sagte Philipp vieldeutig. „Ich erbitte nur Ihre Hilfe bei der Aufklärung zweier Morde."

Mitchells Augen suchten wieder zwischen Philipp und mir hin und her. „Ich denke, daß es Professor Bowler war."

Der bekannte Fernseh-Koch Clemens Wilmenrod, der Meister aller Feinschmecker, beim Zubereiten einer POTT-Feuerzangenbowle.

6 K 13

POTT 54-Feuerzangenbowle - da geht das Herz auf!

Es war ein goldiger Abend. Jochen hatte uns eingeladen. Seit wir so entfernt voneinander leben, sind diese Treffen selten geworden. Jochen setzte, wie stets, wenn wir zusammen sind, eine POTT 54-Feuerzangenbowle an. Unnachahmlich, wie er das macht. Er zelebriert sie!

Lichter aus, und schon züngeln die bläulichen Flammen um den Zuckerhut. Dicke, zähe Tropfen lösen sich und fallen träge in den würzig duftenden, roten Grund. Es ist immer wieder der gleiche Zauber. Wir klönten von früher und vergaßen Zeit und Raum. Es ist schon so, eine POTT 54-Feuerzangenbowle ist das Getränk heiterer Gelassenheit für eine Runde Gleichgestimmter, in der man den Alltag für eine Weile vergessen kann.

Das POTT-Negerlein sagt dazu, daß Sie die komplette Packung für die POTT 54-Feuerzangenbowle bei Ihrem Kaufmann haben können. Auf dieser Packung steht auch das Rezept. Ihr Kaufmann führt übrigens den »Guten POTT« schon ab 85 Pf. Köstliche Vorschläge für Getränke, zum Backen und Kochen mit POTT finden Sie in der POTT-Rum-Zauberfibel. Gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken wird Ihnen das Büchlein zugeschickt.

Schreiben Sie bitte noch heute an POTT-Rum, Flensburg, Postfach 833

In seinem neuen Buch »Bitte zu Tisch« schreibt Clemens Wilmenrod: »Die Feuerzangenbowle ist immer ein Fest!«

»Der gute POTT« zum guten Grog

Von Schmerz geplagt in dichter Menge
Durch Hühneraugen im Gedränge,
Wohl heute keinem mehr passiert,
Der einmal „LEBEWOHL"* probiert.

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene **Hühneraugen-LEBEWOHL** und **LEBEWOHL-Ballenscheiben**. Blechdose (8 Pflaster) **LEBEWOHL-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß. Schachtel (3 Bäder)
Zu haben in Apotheken und Drogerien.

„Und wer hat die Uhr gekauft?"

„Professor Bowler oder ein Beauftragter von ihm, soweit ich mich erinnere. Sie wurde uns nach dem Kauf mit der Abrechnung vorgelegt."

„Wann war das?"

Mitchell entzündete sich eine neue Zigarette, ging zum Balkon und wandte uns den Rücken zu. „Wie sollte ich das wissen! Ich bin Physiker, ich hatte mich mit anderen Dingen zu befassen, als mit Uhren."

„Trotzdem: Wie lange vor dem Jubiläumstag?"

„Vielleicht zehn oder vierzehn Tage."

„Und wer hatte während dieser Zeit die Uhr in Verwahrung?"

„Professor Bowler natürlich. Er war der Vertreter von Professor Sanders. Er war selbstverständlich für die Festrede vorgesehen und hatte dabei die Uhr zu überreichen."

„Die Uhr enthielt im Deckel eine eingravierte Widmung. Diese Widmung bestand aus einer Art Lochschrift, und die Löcher dieser Schrift sind von entscheidender Bedeutung für die mörderische Wirkung der Uhr. Wer diese Widmung in Auftrag gegeben hat, hat genau gewußt, warum er sie in dieser Art anfertigen ließ. Ist über diese Widmung unter den Professoren ein Beschluß gefaßt worden?"

„Ich kann mich nicht genau erinnern."

„Wenn Sie sich an den Kauf der Uhr erinnern können, so müssen Sie sich doch ..."

„Wenn Sie in dem Ton mit mir reden", rief Mitchell, „werde ich überhaupt keine Frage mehr beantworten."

Man sah, wie hastig er rauchte und wie schnell er atmete.

„Verzeihung", sagte Philipp, „trotzdem denke ich, können Sie sich erinnern. Als die Uhr mit der Abrechnung vorgelegt wurde, ist sicher auch über die Arbeit an der Widmung gesprochen worden."

„Es kann sein", sagte Mitchell unwillig.

„Ich glaube, es war so. Professor Bowler hatte den Auftrag, die Widmung in die Uhr einarbeiten zu lassen. Das hat er, soviel ich weiß, nach dem Kauf der Uhr veranlaßt."

„Er hat auch die Art der Inschrift bestimmt?"

„Er hat den Text vorgeschlagen. Über die technische Ausführung weiß ich nichts."

„Wissen Sie auch nichts über das Geschäft, in dem die Arbeit durchgeführt worden ist?"

„Nein, wie sollte ich ..."

„Nun, es könnte doch davon die Rede gewesen sein, daß diese ziemlich wertvolle ausländische Uhr in einem bestimmten Geschäft gekauft werden sollte."

„Ich habe schon gesagt, daß es Professor Bowlers Sache war ..."

„Sie haben Professor Bowler natürlich gut gekannt?"

„So, wie jeder andere."

„Hatte er besondere handwerkliche, sagen wir feinmechanische Fähigkeiten?"

Mitchell zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „Die hat schließlich jeder von uns, vom Experimentieren her. Das sollten Sie wissen."

„Glauben Sie, daß Professor Bowler in der Lage gewesen wäre, die Präparation der Uhr mit Radium durchzuführen?"

„Ich glaube gar nichts. Darüber müssen Sie schon jemand anderen befragen. Ich habe Ihnen deutlich genug gesagt, daß ich kein Wort dazu beitragen werde, den ungeheuren Verdacht ..."

„Gab es Spannungen zwischen Sanders und Bowler?"

„Nein. Warum? Sie waren beide hervorragende Wissenschaftler. Ihre Aufgabe war gut geteilt. Sanders war der Repräsentant nach außen und war wegen seiner Frau auch gesellschaftlich der richtige Mann dazu. Professor Bowler machte die innere Arbeit."

„Und dabei hat es nie Rivalität gegeben? Man könnte sich doch denken, daß Professor Bowler einmal müde war, die fleißige Biene im Hintergrund zu spielen. So war's doch, wie?"

„Es hat niemals Rivalität gegeben. Wenn Ihnen das nicht genügt, wäre es vielleicht angebracht, die übrige Professorenschaft von San Ray zu befragen. Ich gehöre ja, wie Sie richtig sagten, nicht mehr dazu."

„Well", sagte Philipp. „Ich habe mich aber gerade an Sie gewandt, weil Sie nicht mehr dazugehören. Ich dachte, Ihr freiwilliges Ausscheiden aus San Ray hätte vielleicht irgendeinen Grund gehabt, der es Ihnen leichter macht, zu sprechen."

Im gleichen Augenblick wandte uns Mitchell sein graues Gesicht zu. „Mr. Murphy", stieß er hervor, „Sie können in Ihrem Sender über mich berichten, was Sie wollen. Aber jetzt muß ich Sie bitten, meine Wohnung zu verlassen."

„Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung, wenn ich Sie irgendwie verletzt haben sollte", sagte Philipp in einem Ton zwischen Ärger und berechnender Freundlichkeit. „Wir werden Sie nicht länger belästigen. Ich hätte nur furchtbar gern noch etwas über Mrs. Bowler gewußt. Sie hat nämlich der Frau eines jungen Mannes, der zuletzt die Uhr besaß und sozusagen daran gestorben ist, einen Besuch gemacht, und sie hat ihr Mitgefühl ausgedrückt und sich für schuldig erklärt an seinem Tode, weil sie ein Liebesverhältnis mit dem jungen Mann gehabt und ihm Eingang zu gefährlichen Laboratorien in San Ray verschafft habe. Dort habe er sich wahrscheinlich seine tödliche Krankheit zugezogen."

Ich beobachtete jede Regung in Mitchells Gesicht. Es zuckte zum erstenmal deutlich. Es war sehr blaß und ganz erfüllt von einer mißtrauisch lauernden Angst. „Dr. Murphy", sagte er, „solche Märchen müssen Sie Leuten erzählen, die San Ray nicht kennen. Aber nicht mir!"

„Es handelt sich um ein ausnahmsweise wahres Märchen."

„Ich glaube Ihnen kein Wort. Mrs. Bowler war vor ihrer Eheschließung mit Professor Bowler eine hervorragende wissenschaftliche Assistentin. Ich weiß es, weil sie in meiner Abteilung war und bis vor kurzem auch immer wieder sporadisch dort gearbeitet hat, wenn besondere Aufgaben zu erledigen waren. Wer aber erzählt, sie hätte einen jugendlichen Liebhaber entflammt und diesen in das Labor

in San Ray gebracht, der stempelt sich selbst zum Lügner."

„Weil sie häßlich und wohl auch in der Farbe nicht ganz in Ordnung ist?"

„Weshalb fragen Sie mich?"

„Nun, Häßlichkeit braucht Liebesaffären doch nicht auszuschließen. Sie hat ja auch Bowler geheiratet."

„Es soll so etwas wie eine Gemeinsamkeit der Arbeit, aber auch eine Gemeinsamkeit der Einsamen geben."

„Mrs. Bowler soll aber gar nicht so einsam sein, durchaus nicht."

„Davon weiß ich nichts. Im übrigen haben wir ja alle ein paar versteckte Sehnsüchte nach Liebe ..."

„Und sie hatte Ihrer Meinung nach nicht die Möglichkeit, einen jungen Mann in die Laboratorien ..."

„Sie erwarten sicher nicht, daß ich auf diesen Unsinn überhaupt reagiere." Mitchells Gesicht wirkte ganz klein und der furchtsame Ausdruck in seinen Augen hatte sich noch verstärkt. „Darf ich Sie jetzt bitten ..." sagte er.

„Es genügt vollkommen", sagte Philipp. „Guten Tag, Dr. Mitchell."

Wir stiegen schweigend in die Halle hinab. Als wir auf der untersten Treppe waren, sagte Philipp: „Er weiß 'ne ganze Menge, aber er behält auch 'ne ganze Menge für sich."

„Das ist mir ziemlich gleichgültig", sagte ich. „Das, was er gesagt hat, genügt ja wohl ..."

„Allerdings", brummte Philipp. „Für Bowler hat er ein hübsches Motiv geliefert. Sehr hübsch. Ständiges Zurückgesetztsein hinter Sanders, der allen Glanz und alle äußeren Ehren abgeschöpft hat. Nur zwei Dinge sind noch unklar. Die Verbindung Bowlers zu den Leuten, die für ihn bei Mrs. Sanders und jetzt bei Helen nach der Uhr gejagt haben. Und zweitens, weshalb Mrs. Bowler bei Helen war und ihr das Märchen erzählt hat."

Philipp beschleunigte seine Schritte und ging zu dem chinesisch aussehenden Portier hinüber, der hinter seiner schwarzgelben Theke stand. Er verlangte das Telefon und wählte. „Dorothy", sagte er, als die Verbindung mit seinem Büro hergestellt war, „Longwood, der Uhrmacher, ist unterwegs zu 'n paar Uhrläden. Er wird Sie anrufen, sobald er festgestellt hat, wo die Uhr gekauft und wer die Eingravierung der Widmung in Auftrag gegeben hat. Bleiben Sie so lange im Büro, bis er sich gemeldet hat. Ich rufe in Abständen wieder an. Haben Sie von der Polizei was gehört? Hat der Kerl schon ausgepackt? So, noch nicht. Sonst noch was Besonderes?" Er wartete auf eine Antwort und preßte dabei unwillkürlich seinen Hörer enger an das rechte Ohr. „Wer?" sagte er. „Wer? Ach ..." Er horchte von neuem. „Das ist ja verdammt interessant. Und ist wieder fortgegangen? Ja ... auffällig ... ja."

„Was ist?" fragte ich. „Philipp, was ist los?" Die Angst um Helen stieg bis in meine Kehle empor. Philipp sah mich flüchtig an. Dann hielt er seine Hand auf die Sprechmuschel. „Nichts", sagte er, „'ne völlig andere Sache."

Ich hatte den Eindruck, als ob er mir etwas verschwieg. „Hat sie etwas über Helen gehört?" drängte ich.

„Dorothy", sagte er, „hat man aus der Klinik angerufen? Noch nicht. Dann rufen Sie sofort in meinem Namen an und lassen Sie sich über Mrs. Donovan unterrichten. Das ist alles. Ich melde mich wieder."

Das Gefühl, daß er mir etwas verschwiegen hatte, war noch nicht erloschen. Aber Philipp wählte bereits eine neue Nummer. „Das Büro Bowler", sagte er, und dann: „Bitte, wo ist Professor Bowler zu erreichen? Er ist nicht im Institut? — Ist er zu Hause? — Auch nicht — ach — nein, Sie brauchen nichts auszurichten. Danke."

Philipp legte den Hörer gar nicht erst ab, sondern unterbrach nur mit einem kurzen Aufschlag seiner geballten Faust auf die Hörgabel, um gleich zum drittenmal zu wählen. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein. Ich legte meine Hand auf Philipps Arm. Aber da war seine Verbindung bereits zustande gekommen. „Hallo?" rief er. „Hier ist Dr. Murphy. Sagen Sie mir, wann die nächste Maschine nach Mexiko City fliegt. — Um zwei Uhr fünfundfünfzig. Sonst keine bis heute abend ... auch keine andere Gesellschaft? Hat Professor Richard Bowler um zwei Uhr fünfundfünfzig gebucht? Ja ... ich warte ... Ja, danke." Er warf den Hörer auf die Gabel, griff in die Tasche, schob dem Portier einen Schein über die Theke zu und nahm mich beim Arm. „Bowler will anscheinend verschwinden", knurrte er, als wir draußen waren. „Er fliegt in fünfundvierzig Minuten nach Mexiko."

„Nach Mexiko?"

„Ja, angeblich zu einem Vortrag. Wenn's überhaupt stimmt." Er zog den Atem durch die Zähne.

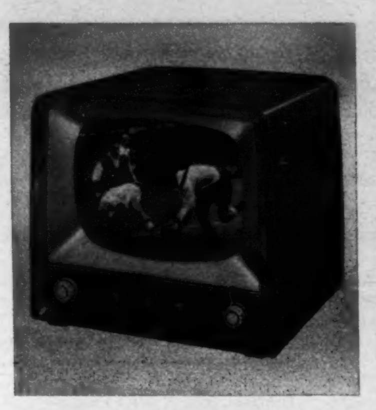
„Sie müssen jetzt die Polizei verständigen", stieß ich hervor. „Ich als Ausländer ..."

„Dazu ist es zu spät", grollte er. „Die Uhr liegt im Panzerschrank. Bis die Polizeileute die unwahrscheinliche Geschichte begreifen, ist die Maschine gestartet. Wir nehmen Ihren ‚Thunderbird'. Der schafft's vielleicht, wenn nicht zuviel Rotlicht in den Ampeln ist ..." Währenddessen lief er schon quer durch ein Blumenbeet zu meinem Wagen hinüber und schob seinen Bullenkörper, ohne die Tür zu öffnen, hinter das Steuerrad.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Diese Preise hat Kessi für Sie heraus „gepict"

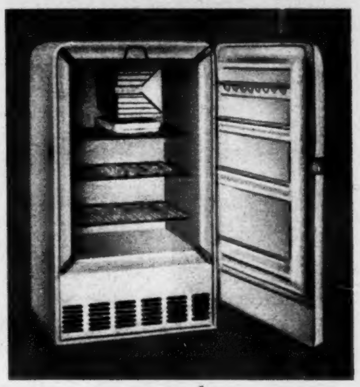
Die sieben Hauptgewinne im STERN-PIC finden Sie auf der Rückseite dieses Heftes. Hier nennen wir Ihnen die 9993 weiteren Gewinne unseres großen Preisausschreibens



8.—10. Preis: je 1 PHILIPS-Tischfernsehgerät „Raffael", 43 cm Bildschirm, 2 Lautsprecher, mod. Gehäuse, dreh- u. abstimmbare Antenne

11. Preis: 1 Musikschrank BRAUN HM 1, 4 Lautspr., 3-Tour.-Plattenspieler, in Rüster od. Nußbaum, UKW, Lang-, Mittel- u. Kurzwelle

12. Preis: 1 NSU Quickly, 50 ccm, robuster 2-Taktmotor, Zentralpreßrahmen, Vollmantelbremsen, Zweiganggetriebe und Steckachsen



13.—17. Preis: je 1 Kühlschrank EISFINK, Modell KH 136 Rekord. 135 l, solide Gehäusekonstruktion, Innen-Türschale mit Eierleiste

18. Preis: 1 WAGNER-Fernsehsessel „Münchhausen", erstklassiger Stoffbezug, von der Firma Friedrich Wagner GmbH, Coburg

19.—23. Preis: je 1 Schnellwaschmaschine „Meisterstück", mit Heizung und Wringer ⇦

24. u. 25. Preis: je 1 STARMIX-Kombi ⇨

26.—28. Preis: je 1 ROBOT-Star-Kamera mit Xenon 1:1,9/40, in Bereitschaftstasche und mit Sonnenblende

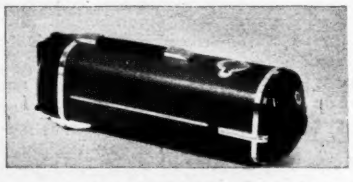
29.—33. Preis: je 1 IDEAL-Zentralspul-Nähmaschine, Modell 144, mit Zickzack-Zierstich-IDEAL-Automatic, Nählicht, Eiche od. Nußbaum

34.—47. Preis: je 1 FACKEL-PHONO-Bücherbar II 646 mit Philips 10-Plattenwechsler, Nußbaumgehäuse, vom Fackelverlag, Stuttgart

48. Preis: 1 GOLDPFEIL-Koffersatz, bestehend aus Autosack, Reisetasche, Kosmetikbox, Hutkoffer und 2 Perlonkoffern in verschiedenen Größen ⇦

49. Preis: ein Verstärker PHONO-Koffer Nr. 3420 von der **Perpetuum Ebener**, St. Georgen ⇨

50.—52. Preis: je 1 einfarbiger Velours-Teppich, Woll-Tournay, 200 x 300 cm, Type „Milo", Marke „Wehra", von Teppich-**KIBEK**, Elmshorn. (Farbe nach Wahl)



53.—72. Preis: je 1 PROGRESS-Spezial-Staubsauger Modell Nr. 8 E, 350 Watt, mit Zubehör

73.—85. Preis: je 1 Kamera REGULA CITA I mit Cassar 1:2,8, in Bereitschaftstasche, Sonnenblende und 3-Filter-Satz, gekuppelter Meßsucher, Schnellaufzug, vollsynchr. Verschluß

86. Preis: 1 BLAUPUNKT-Drucktasten UKW-Super SANTOS DE LUXE mit UKW, Kurz- und Langwelle, in rotem Plastikgehäuse

87.—94. Preis: je ein FACKEL-PHONO-Bücher-Boy, Nr. 662 a, Glasschiebetüren, Nußbaumgehäuse, vom Fackelverlag, Stuttgart

95. u. 96. Preis: je 1 BLAUPUNKT-Drucktasten-UKW-Super SANTOS mit UKW-, Mittel- und Langwellenbereich, in braun. Plastikgehäuse, v. d. Blaupunkt-Werken GmbH., Hildesheim

97.—111. Preis: je 1 Damen- oder Herrenfahrrad, Modell 952 oder 972, mit Dreiganggetriebe, Gepäckträger u. Lichtanlage, v. d. VATERLAND-WERKEN, Neuenrade in Westf.

112.—121. Preis: je 1 kostbarer Luxus-Kosmetikkoffer in echtem Leder, komplett ausgestattet mit allen kosmetischen Artikeln des Hauses **Margret Astor K. G.**, Kosmetik, Wiesbaden

122.—146. Preis: je 1 ROSENTHAL - Kaffeeservice, Form 2000 / Goldband, für sechs Personen

147.—166. Preis: je eine GOLDPFEIL-Damenhandtasche oder Kollegmappe

167.—169. Preis: je 12 Paar Damenstrümpfe OPAL, „Miß Germany"

170. Preis: je eine Original GOLDPFEIL - Kuhledertasche, Modell Nr. A 126

171.—174. Preis: je 1 ROWENTA thermostat. Kaffeemaschine, E 5225, 10 bis 12 Tassen Inhalt

175. bis 10000. Preis

175.— 194. Preis:	je 1 **MONTBLANC**-Füllfederhalter-Garnitur „Meisterstück"
195.— 244. Preis:	je ein **ROWENTA**-Bridge-Tischfeuerzeug, Silber
245.— 254. Preis:	je 1 **ROWENTA**-Reisebügeleisen im Lederetui
255.— 274. Preis:	je 1 **LAMY**-Füllfederhalter-Garnitur
275.— 279. Preis:	je 1 **BRAUN** Smoothy-Massagegerät oder **BRAUN**-Rasierer
280.— 289. Preis:	je 1 Auto-**KNIRPS**-Schirm in Plastikhülle
290. Preis:	1 **GOLDPFEIL**-Necessaire CK 9270
291.— 300. Preis:	je 1 Herren-**KNIRPS**-Schirm
301.— 310. Preis:	je 6 Paar Strümpfe **OPAL** „Make up"
311.— 320. Preis:	je 6 Paar Strümpfe **OPAL** „fesselschlank"
321.— 330. Preis:	je 1 Damen-**KNIRPS**-Schirm Sportmodell
331.— 355. Preis:	je 1 R. & W. **ELASTOFIX**- oder **FIXOFLEX**-Uhrenarmband
356.— 405. Preis:	je 1 **KEMPER** Nagelnecessaire
406.— 425. Preis:	je 1 Rasierapparat im Lederetui
426.— 640. Preis:	je 1/1 Flasche **MAST-Jägerlikör**
641.—1640. Preis:	je 1 Packung **WALDBAUR**-Schokolade „Die Große" (8 Tafeln sortiert)
1641.—1840. Preis:	je 1 Flasche **Langenbach** Sekt „Goldlack Extra Dry" 1953er
1841.—2165. Preis:	je 1 Geschenkpackung „4711" Kölnisch Wasser Nr. 903
2166.—2765. Preis:	je 1 Volkslexikon
2766.—3365. Preis:	je 1 Buch „10 000 Fremdwörter"
3366.—3715. Preis:	je 1 **ROWENTA**-Snip-Taschenfeuerzeug
3716.—4545. Preis:	je 1/2 Flasche **MAST-Jägerlikör**
4546.—4695. Preis:	je 1 **MYLFLAM**-Taschenfeuerzeug „Tausendzünder"
4696.—4710. Preis:	je 1 Lippenstift vom Hause **Margret Astor KG**
4711.—9710. Preis:	je 1 **STERN**-Buch
9711.-10 000. Preis:	je 1 Skatspiel mit Skatblock

Einer kam durch FORTSETZUNG VON SEITE 18

schmalen Silhouetten der Maschinen, die dicht aufgeschlossen flogen. Mitunter wakkelte ein Jäger. Dann spiegelte er das Licht der Sonne und blitzte auf wie der Sprengpunkt einer Granate. Drei Gruppen von Jägern hingen an dem Kampfverband. Je eine links und rechts, die dritte tausend Meter höher und hinter ihm, um die gefährlichen Angriffe aus der Sonne abzufangen. Die Jäger hatten ihre Motoren gedrosselt. Sie schlichen neben den Bombern her.

Eine Last von 200 Tonnen Dynamit und Stahl marschierte geradlinig auf London zu. Der Auftrag des Morgens lautete, einen Scheinangriff auf den britischen Flugplatz Croydon auszuführen, abzudrehen und den Flugplatz Biggin Hill der Royal Airforce mit einem Teppichwurf einzudecken. Während die Maschinen dahinkrochen, erklangen in ganz Kent, Essex und London die Sirenen. Menschen strömten in die Bunker, britische Jagdflieger stürzten sich in ihre Maschinen und hoben ab, um rechtzeitig die erforderliche Höhe zu erreichen. Die Flak bei Dover eröffnete das Feuer und malte eine breite Chaussee von grauen Sprengwolken in den Himmel, die bald verwehten und das Kielwasser der großen Armada bezeichneten.

Von Werras Me 109 *beim Feindflug durch die Kanzel eines deutschen Bombers gesehen. Die langsamen Bombenflugzeuge zu schützen, war für die Jagdwaffe der wichtigste – und unbeliebteste Auftrag*

Abgeschossen! Das Abenteuer hat begonnen

Es ging alles so rasend schnell, daß Franz von Werra gar keine Zeit fand, zu überlegen. Eben noch hatte der Stabsschwarm an der Spitze der II. Gruppe des dritten Jagdgeschwaders die linke Flanke des Bomberverbandes abgedeckt. Die Flieger beobachteten aufmerksam einen Pulk „Spitfire", der sich von weitem näherte. Dann überstürzten sich die Meldungen. Ein Verband „Hurricane" von hinten, ein weiterer Verband, der fast senkrecht vor der Kommandeurmaschine auf die Bomber hinabstürzte. Von Selles Stimme im Sprechfunk: „Von Stella eins: Tiger und Panther abwarten, Löwe angreifen." Franz von Werra sah, wie Hauptmann von Selle vor ihm die Maschine drückte, um den „Hurricane"-Jägern das Handwerk zu legen. Er schickte sich an, ihm zu folgen. Niemand sah den zweiten Pulk „Hurricanes", der von rechts oben direkt aus der Sonne kam. Sie nahmen Hauptmann von Selle aufs Korn, doch da er bereits stürzte und die schmale Silhouette zeigte, verfehlten sie ihn. Dafür schlug eine MG.-Garbe in die Maschine des Adjutanten.

Von Werra hörte das häßliche „Klack-Klack" der Geschosse, blickte nach hinten und sah die spitze Nase einer „Hurricane", die an seinem Heck klebte. Der Anblick mißfiel ihm. Er schwang nach links ab, schob die Pulle rein und versuchte einzukurven, um hinter den Engländer zu kommen. Doch sein Motor gab eine Reihe von Fehlzündungen von sich, von Werra mußte ihn drosseln. Schweinerei, dachte er, Motortreffer! Er drückte auf den Knopf des Sprechfunks. Das vertraute Knacken blieb aus. Treffer in der FT.-Anlage. Doppelte Schweinerei! Er blickte wieder zurück, sah, daß die „Hurricane" ebenfalls eingekurvt hatte und sagte halblaut: Weiße Mäuse, weiße Mäuse! Denn der Engländer schoß jetzt wieder, und seine weiße Leuchtspur zischte unangenehm nahe an der Kanzel der Me 109 vorbei. Um mehr Fahrt aufzunehmen, ohne den Motor zu belasten, stellte er die Maschine auf den Kopf. Es ging in scharfen Spiralen abwärts, immer abwärts, auf die Erde zu, die dreitausendfünfhundert Meter unter ihm in einem weißen Glast lag. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er abgeschossen worden war.

Er glaubte es nicht sofort. Er versuchte alles, was er gelernt hatte, und noch ein paar Tricks dazu, um den Engländer abzuschütteln und einen langen Gleitflug hinaus auf den Ärmelkanal zu machen. Aber Oberleutnant John Terrence Webster von der 41. Jagd-Schwadron der Royal Airforce war ein alter Hase und durchschaute alle Versuche von Werras. Er war erst sieben Minuten zuvor in Hornchurch von einem Behelfsflughafen aufgestiegen, und dies würde sein achter Abschuß sein. Er besaß bereits das „Distinguished Flying Cross" für Tapferkeit vor dem Feind, erworben über Dünkirchen, und er verstand sein Handwerk. Sobald der Deutsche den Versuch machte, aus der Senkrechten auszubrechen und horizontal weiterzufliegen, schoß er. Mit etwa 160 Meter in der Sekunde stürzten beide Maschinen der Erde entgegen, der Grafschaft Kent mit ihren Apfelbäumen, Äckern und Schafkoppeln. Über ihnen zogen die Bomber und Jäger davon, in Richtung auf Croydon.

Ein Gefühl der Einsamkeit überkam den sechsundzwanzigjährigen Fliegeroberleutnant von Werra. Offenbar hatte keiner der Kameraden gemerkt, was mit ihm los war. Anderenfalls wären sie ihm zur Hilfe gekommen. Sein Funksprechgerät, das einzige Mittel der Verständigung in der Luft, blieb tot, der Motor blies schwarze Schwaden aus, sobald er versuchte, Gas zu geben. Er war sauer, und das konnte man jetzt auch hören. Es blieb also nichts übrig, als zu stürzen und immer weiter zu stürzen. Nur solange er stürzte, konnte er verhindern, daß sich sein Gegner in eine Position brachte, aus der er ihm den Gnadenstoß geben konnte.

Später hat er sich ausgerechnet, daß der ganze Kampf höchstens eine Minute gedauert haben kann. Doch in der Luft kam es ihm wie eine Ewigkeit vor. Der Engländer schoß zum letztenmal und kurvte dann ein, um zu beobachten, wie der Deutsche auf der Erde aufschlug und zerschellte. „Du Schwein", sagte von Werra laut, „soweit sind wir noch nicht!" Er war nicht ausgestiegen, weil er sich in seiner Maschine am sichersten fühlte. Er flog jetzt seit fünf Jahren, das Cockpit der Me 109 saß ihm wie ein Maßanzug. In der Luft an einem Fallschirm hängen und warten, wohin der Wind einen treibt, war nicht seine Sache. Solange er einen Knüppel in der Faust hatte, fühlte er sich sicher.

Da raste die Erde heran — Baumgruppen, Dächer von Häusern, ein Panzergraben, eine Straße. Er zog die Maschine an, und . . . sie folgte und richtete sich auf. Ein Blick zurück: Von dem Engländer keine Spur. Es rauschte und knackte in seinen Ohren, er hörte undeutlich das Knallen der Fehlzündungen, sah eine Baumgruppe vor sich, hüpfte über sie weg und fand eine lange, weißliche Schafweide aus Sand und Kräutern, wie geschaffen für eine Bruchlandung. Einen kurzen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn sie nun zu brennen anfängt! Was dann? Aber er verscheuchte den Gedanken und konzentrierte sich darauf, die Maschine, die immer noch das Tempo eines Rennwagens auf der Avus hatte, mit dem Bauch so flach wie möglich auf den Sandstreifen zu setzen. Es gelang. Ein Poltern, Knirschen und Rucksen. Die Gurte, mit denen er angeschnallt war, zerrten an seinem Bauch. Sein Kopf wurde nach vorne gerissen, die Atemmaske schlug irgendwo an, ein flaues Gefühl beschlich ihn, seine Hände waren plötzlich naß, Schweiß perlte auf seiner Stirn. Es ging vorüber. Er öffnete die Augen und fuhr sich über das Gesicht. Alles heil. Die Me 109 stand, mit verbogenen Luftschrauben, mitten im Land.

Er drückte die Haube über dem Cockpit hoch, nahm die Maske vom Gesicht und atmete tief. Ein heißer, würziger Geruch von Sand, Thymian und Schafgarbe schlug ihm entgegen. Er blickte eine Minute lang verloren über das Land. Seine Hände tasteten nach dem Verschluß der Gurte, lösten sie. Undeutlich wuchs in seinem Hirn der Gedanke heran, was er nun zu tun habe. Die Maschine vernichten! Keine Papiere in die Hände des Feindes fallenlassen! Er griff in die Brusttasche und fand den Brief an seine Braut Elfi, den er am Morgen vergessen hatte, bei der Feldpost abzugeben.

Plötzlich wurde er sehr lebendig. Die Engländer durften auf keinen Fall diesen Brief bei ihm finden. Er hatte ein paar Dinge geschrieben, die nicht für den englischen Geheimdienst bestimmt waren. Er schüttelte die Gurte ab, stützte die Hand auf den Rand der Kanzel, schwang sich auf die Tragfläche und sprang auf den Boden. Während er den Brief und ein paar Papiere, die in seiner Jacke steckten, mit einer Hand zusammenknüllte, öffnete die andere schon die Schachtel mit den Sturmstreichhölzern. Er zündete das Bündel an, griff in das Feuer, entfaltete das Papier. Eine weißliche Flamme stieg steil empor, die Seiten färbten sich rasch schwarz.

„Hey! Stop it! Stand up!" rief irgendwo jemand. Er sah nicht hin. Der Brief war schon fast ganz zerstört. Kinokarten, eine Rechnung aus einem Restaurant in Abbéville, eine Karte von seiner Stiefmutter, alles löste sich in Rauch auf. Er griff nach der Asche, zerrieb sie und warf sie weg. Fertig! Er erhob sich und blickte sich um.

„Hands up! You are Prisoner!"

Er blickte nach allen Seiten. Zehn Meter entfernt von ihm stand ein Mann, das Gewehr im Anschlag. Vom Süden näherte sich ein anderer Mann im Sturmschritt, in einer Phantasieuniform, eine Flinte auf dem Rükken. Offenbar ein Homeguarder, einer von der britischen Heimwehr. Und jetzt erschien eine dritte Figur auf der Bildfläche — eine groteske Erscheinung in Khakihosen, einem schmutzigen Unterhemd, einer weißen Kochmütze auf dem Kopf und einer Schürze vor dem prallen Bauch. Der Dicke hatte ein Brotmesser in der Faust und tanzte auf ihn zu.

„Ich hab ihn!" brüllte er aus voller Kehle zu den anderen. „You see! I got him first!"

Es war der Koch der Scheinwerferbatterie, in deren Nachbarschaft die Me 109 ihre Bauchlandung gemacht hatte. Er war von seinen Töpfen und Pfannen weggestürzt, um einmal in seinem Leben ein Held zu sein.

„Halt's Maul!" knurrte der Soldat mit dem Gewehr. Er erhob sich, die Büchse wie ein Jäger schußbereit unter dem Arm. Andere Soldaten mit Gewehren näherten sich dem Oberleutnant. Franz von Werra überlegte fieberhaft, auf welche Weise er angesichts der Gewehre noch seine Maschine anzünden konnte. Im Cockpit lag zwar eine Rolle Toilettepapier — die einzige Ausrüstung, die ein deutscher Jagdflieger jener Zeit von seiner vorgesetzten Behörde erhielt, um eine Maschine im Notfall zu zerstören. Die Dienstvorschrift sah vor, daß der Flieger mit einem Taschenmesser die Benzinleitung anschneiden sollte, das Toilettepapier daruntерhalten, ausrollen und von sicherer Entfernung anzünden. Dann würde — so war die Überzeugung der Beamten des Reichsluftfahrtministeriums in der Leipziger Straße von Berlin! — die Maschine sich alsbald in ein Flammenmeer verwandeln. Dazu war es jetzt entschieden zu spät!

Einen Moment dachte er flüchtig daran, die Signalpistole in die Tanks zu feuern. Aber er hatte jetzt drei Männer mit Gewehren unmittelbar vor sich, und da war immer noch der Clown mit dem Brotmesser und der weißen Mütze. „I got him!" schrie er wieder. „Oh shut up, you fool — halt's Maul, du Narr" knurrte der Gewehrträger.

Franz von Werra hob seine Arme, lächelte so gewinnend, als habe er gerade einen Boxkampf gewonnen, öffnete den Mund und sagte in seinem besten Englisch: „Gentlemen — I surrender — ich ergebe mich!"

Die Soldaten der englischen Scheinwerferbatterie waren von Anfang an für ihren Gefangenen eingenommen. Sie lebten mitten im Land, in einer Art Sandburg, die drei Scheinwerfer enthielt, einen MG.-Stand und die Baracken, die erforderlich sind, um eine Scheinwerferbesatzung aufzunehmen. Ihr Leben war alles andere als interessant. Und nun glaubten sie gar, daß sie mit einem Feuerstoß aus ihrem alten Lewis-MG diesen Jäger aus der Luft geholt hatten. Sie reichten eine Meldung ein. Aber Oberleutnant Terrence Websters Meldung lag bereits vor. Und die Scheinwerfer mußten sich geschlagen geben und erhielten keinen Orden.

Von dem Panzergraben her stürzte eine weitere Gestalt heran. Es war der Schullehrer des Dorfes, Donald A. Fairman. Er hatte den Abschuß beobachtet, als er im Garten stand und seine Chrysanthemen begoß. Eilig war er ins Haus gestürzt, hatte die Heimwehr-Uniform angelegt und seine Flinte über den Rücken geworfen. Dann war er auf dem Fahrrad davongejagt, um den Flieger festzunehmen. Aber seine Frau hatte die Tür des Hauses geöffnet und ihm sanft nachgerufen: „Donald!"

„Was ist los? Ich hab es eilig. Da ist ein Flieger . . ."

„Ich weiß!" sagte seine Frau. „Aber du hast deine Mütze vergessen!"

Wahrhaftig, er hatte die Mütze vergessen. Er konnte nicht gut einen Jerry verhaften, ohne Mütze auf dem Kopf. Das war nicht richtig. Er fuhr zurück, nahm die Mütze in Empfang und stürzte zum zweitenmal davon. Auf diese Weise kam er zu spät

Notgelandet in England! Von Werra konnte seine Maschine nicht mehr verbrennen.

und mußte zusehen, wie die verdammten Scheinwerferleute mit ihrem Koch den Deutschen festnahmen. Er verzieh es seiner Frau niemals ganz, daß sie ihn wegen der Mütze zurückgerufen hatte.

Inzwischen war ein Feldwebel erschienen, der System in die Verhaftung brachte. Er nahm einem der Soldaten den Helm vom Kopf und sagte zu von Werra: „Los, alles reinlegen. Pistole, Paß, Papiere, Messer, Uhr! Alles!" Von Werra gehorchte. Er marschierte langsam über einen Aschenweg

[FORTSETZUNG AUF SEITE 38]

Leserbriefe

Mein Schlesierland

Ich möchte Ihnen meinen besonders herzlichen Dank für Ihren Schlesienbericht sagen. So nah, so schmerzlich nah, ist nach unserer Vertreibung noch niemals die Heimat gewesen. Bisher mußten wir uns nur mit der Erinnerung und mit Bildern aus der guten alten Zeit begnügen. Ihnen war es vorbehalten zu zeigen, wie es heute, nach elf Jahren, dort aussieht. Und wir müssen Ihnen für Ihre Worte und Schilderungen dankbar sein; denn nun ist es doch wohl klar, daß an eine Rückkehr nicht mehr zu denken ist. Mit Gewalt geht es auf keinen Fall; denn drüben leben auch Menschen — genau wie wir. Sie wurden aus ihrer Heimat gerissen — genau wie wir. Und sie müssen sich nun so gut es geht einrichten — auch genau wie wir. Es wäre wohl mit unserer vielgepriesenen Menschlichkeit nicht weither, wenn wir immer wieder aggressiv zurückgreifen wollten. Man sollte sich jetzt, wo die tiefsten Wunden geschlossen sind, um eine Verständigung mit den Menschen drüben bemühen. Die Vergangenheit kann nicht mehr lebendig gemacht werden, aber ein Weg der Verständigung könnte meines Erachtens eine Brücke von Volk zu Volk schlagen.

Kaiserslautern **Anna Bergmann**

Ich darf Ihnen als alter Breslauer dafür danken, daß der Stern einen so ausführlichen und objektiven Bericht über unsere alte Heimat brachte. Wir Heimatvertriebenen sind besonders beeindruckt von dem Schicksal des Landwirts Niepelt, der Gelegenheit hatte, sein Stammgut im Landkreis Neiße wieder zu betreten. Man kann es recht verstehen, wie einem zumute sein muß, wenn man wieder Heimatboden betritt, wo jetzt andere Menschen leben und eine andere Sprache sprechen. Sehr wertvoll sind Ihre Informationen über die Landeshauptstadt Breslau, die ja die meisten Vertriebenen aus Oberschlesien kennen und ganz anders, also viel schöner, in Erinnerung haben. Gern hätten wir allerdings einige Übersichten aus der Stadt, wie sie heute aussieht, gesehen — so etwa die Schweidnitzer Straße, den Hauptbahnhof usw. Vielleicht haben Sie die Möglichkeit, solche Bilder noch zu veröffentlichen.

Dortmund **Gerhard Cantorg**

Laßt unsere Königin in Ruhe

Mit einer gewissen Genugtuung entnehme ich in diesen Tagen unseren holländischen Zeitungen, daß die vom Stern bereits vor Wochen berichteten Intrigen am niederländischen Königshofe für die Herren, die glaubten, am Thron nagen zu können, ernste Folgen hatten. So mußte u. a. der von Ihnen zitierte Kammerherr im außerordentlichen Dienst, Dr. I. G. van Maasdijk, seinen Dienst quittieren. Wenngleich die Königin ihm wie auch dem ebenfalls „verabschiedeten" Privatsekretär Baron van Heeckeren van Molencaten für die bewiesenen Dienste ausdrücklich dankte, darf man wohl doch annehmen, daß er in der von Ihnen geschilderten Art in die Intrigen verwickelt war.

z. Z. Köln **Jan Cuypers**

Die Blumen der Unschuld

Eine Lanze für die Bardame Tina möchte ich doch auch noch gebrochen haben; denn sie ist ja wohl die umstrittene Figur in dem Roman von Stefan Olivier. Bis jetzt ist die Tina doch eine tapfere kleine Frau und bestimmt viel besser als viele andere, welche nach außen hin einen gewissen Schutz unserer Gesellschaftsordnung in Anspruch nehmen können. Die Menschen verurteilen nur, was sie sehen können ... In dem Roman ist doch dieser Quant der einzige Mensch, der zu verurteilen wäre. Wer hat denn Tina zur Bardame gemacht? Womit ich nichts gegen diesen Beruf gesagt haben möchte. Dieser Quant ist doch im Grunde an allem schuld. Hätte er als Mann für sein Kind gesorgt, wie sich das gehört, es wäre alles anders gekommen. Er hätte auch dann noch einen Weg zum Studium gefunden. Quant hat sich feige vor seiner Verantwortung gedrückt. Damals hätte er zeigen können, daß er ein anständiger Kerl ist. Wie denken diejenigen, die sich über Tina das Maul verbiegen, über den schönen Urlaub von Quants Schwiegermutter in den Bergen? Das findet man wohl in Ordnung? Ich würde mich freuen, wenn Tina heiraten könnte. Sie müßte glücklich werden; denn sie ist nicht schlecht ...

Frankfurt/Main **Emil Bieberach**

Mit großem Interesse lese ich den Roman „Die Blumen der Unschuld". Aber mit der in Heft Nr. 48 beschriebenen Bahnhofsszene bin ich nicht ganz einverstanden; denn kein noch so kalter Wind wird in der Bahnhofshalle von Bad Gastein den Rauch der Lokomotive den Zug entlang treiben; die ganze Strecke ist schon seit Jahrzehnten elektrifiziert ...

Stuttgart **Erich Hirth**

Was gleich nach der Liebe kommt

Ich habe bestimmt schon in sehr vielen deutschen und internationalen Kochbüchern geschmökert, habe mich über manche geistreiche und humorvolle kulinarische Plauderei gefreut, jedoch das Erscheinen Deines Buches „Was gleich nach der Liebe kommt" habe ich mit ganz besonderer Spannung erwartet und ich freue mich sehr, daß es jetzt herausgekommen ist. Im Laufe des Sommers hatte ich Gelegenheit, einige der Gerichte einem verwöhnten Gästekreis vorzuführen. Sie wurden mit Begeisterung aufgenommen. Ganz fabelhaft ist, und dafür gebührt dem Katherlieschen und Herrn Mostar ganz besonderer Dank, wie die beiden den Leser in die heute (z. T. auch in Fachkreisen) leider in Vergessenheit geratene Kunst des Umgangs mit unsern so wundervollen Gewürzkräutern auf leicht verständliche und charmante Art einführen.

Göppingen **Rudi Heer**

Entlarvt durch Ätherwellen

Mit dieser Besetzung *wurde der Betrüger vom RIAS-Hörspielteam gejagt: Ottokar Runze, Kurt Waitzmann und Georgia Lind. Ein ungenanntes Opfer des Betrügers (ganz rechts) enthüllte den Hörern Poczateks Tricks*

Kriminalhörspiel des RIAS brachte einen Trickbetrüger hinter Schloß und Riegel ...

Gefaßt: Lorenz Poczatek

Produzent Oehlschläger

Wie warnt man die Bevölkerung einer Millionenstadt vor einem Betrüger, ohne daß der Betrüger etwas davon erfährt! Diese Frage stellte sich die Berliner Kriminalpolizei, die seit Monaten vergeblich nach einem Lorenz Poczatek fahndete, der vorgab, „im Auftrag eines reichen Amerikaners" Schmuck und Antiquitäten kaufen zu wollen — und mit den ausgelieferten „Ansichtsstücken" für immer verschwand. Einem Kriminalassistenten kam die großartige Idee, Poczateks Betrügertrick im Rahmen eines Kriminalhörspiels über den RIAS zu senden. Der Hörspielproduzent Oehlschläger fand diese Idee überwältigend, suchte sich ein Opfer Poczateks und rekonstruierte minutiös Poczateks Art, die Opfer zu überreden. Als das Hörspiel über den Sender lief, erwartete ein ehrenwerter Kaufmann in Ostberlin gerade den Betrüger zu einem Gespräch über ein neues Geschäft. Als Poczatek erschien, vertröstete ihn der Kaufmann auf den nächsten Tag, alarmierte die Polizei — und ahnungslos stolperte der Gangster in die Hörspiel-Falle. Er hatte zu Hause keinen Radioempfänger.

In letzter Minute *wurde der Ostberliner Kaufmann Wilhelm K. durch das RIAS-Hörspiel davor bewahrt, ein Opfer Poczateks zu werden. Der Betrüger gab sich auch hier als Mittelsmann eines reichen Amerikaners aus, der Schmuck und Antiquitäten kaufen wolle. Gegen Quittung ließ sich Poczatek die wertvollsten Stücke „zur Ansicht" aushändigen — und verschwand damit für immer. Bisher erbeutete er über 4000 DM*

Einer kam durch FORTSETZUNG VON SEITE 36

FORTSETZUNG VON SEITE 36

auf die nächsten Häuser zu. Hinter ihm gingen drei Soldaten, das Gewehr auf ihn gerichtet. Sie passierten einen Garten mit Frühäpfeln. Ohne sich umzuschauen, griff von Werra nach oben, riß einen reifen Apfel herab und biß hinein. Das war gut, es löschte den Durst, und er wurde den Kloß los, der in seiner Kehle saß.

Der schweigende Zug marschierte in Richtung auf Maidstone, eine größere Stadt an der Landstraße London—Folkestone. Es war jetzt ganz still in der Luft, nur von weither hörte man das Entwarnungssignal der Sirenen . . .

Seine Eskorte brachte ihn in das Grafschaftsgefängnis und sperrte ihn dort in eine Zelle. Mochte die R.A.F. sich den Gefangenen abholen.

Erst einmal nahm ihn Sergeant W. Harrington von der Landpolizei unter seine Fittiche, die Frau des Sergeanten kochte ein Mittagessen und brachte es auf einem Tablett. Später setzte sich der Sergeant zu ihm und erkundigte sich nach seinem Befinden.

„Wir haben öfters deutsche Flieger hier in Maidstone", sagte er gemütlich. „Und meine Frau hat immer für sie gekocht. Gute Frau. Hat's geschmeckt?"

„Es war ausgezeichnet", sagte von Werra.

Sergeant Harrington behielt eine feste Erinnerung an seinen Gefangenen. „Er war außerordentlich kaltblütig, sehr intelligent und sprach verhältnismäßig gut Englisch", sagte er später. „Ich habe 'ne Menge deutscher Flieger in meinem Gefängnis gehabt — lauter abgeschossene Männer. Sie waren entweder arrogant oder völlig erschüttert. Werra war keins von beiden. Er benahm sich völlig normal."

Er hatte seine Uhr abgeben müssen, und das tat ihm leid. Seit Stunden war er nun schon allein, aber nur an der Länge der Schatten ließ sich schätzen, welche Tageszeit es war, und je mehr Zeit verstrich, desto ungeduldiger wurde er. Er hatte angenommen, daß man ihn noch am gleichen Tag in ein Gefangenenlager bringen würde. Oder, wenn das nicht, dann wenigstens, daß irgend jemand von der Royal Air Force kam, der ihn auszuhorchen versuchte. Er wußte, daß die Engländer versuchten, von ihren Gefangenen alles zu erfahren, was militärisch oder politisch interessant war. Er hatte sich bereits innerlich darauf eingestellt, jede Frage, die über Name, Vorname und Dienstgrad hinausging, abzulehnen. Aber die Stunden verstrichen, die Schatten wurden länger, und niemand fragte nach ihm.

Er versuchte zu schlafen. Draußen wurde es dämmerig, es gab einen zweiten Alarm, eine zweite Entwarnung. Er hörte die Kameraden über sich fliegen, und ihm wurde plötzlich klar, daß er ganz allein war. Niemand hatte gesehen, daß er abgeschossen wurde . . .

„Hey, Mister!" sagte eine helle Stimme an der Tür der Zelle. Er fuhr hoch. Der sandfarbene Schopf eines elfjährigen Jungen wurde sichtbar. „Würden Sie mir ein Autogramm in mein Buch geben?" Ein Buch und ein Federhalter erschienen zwischen den Gitterstäben.

„Hallo", sagte er. „Wer bist du denn? Wie ist dein Name?"

„Harrington", sagte der Junge. „Pst, leise. Mein Vater darf es nicht wissen."

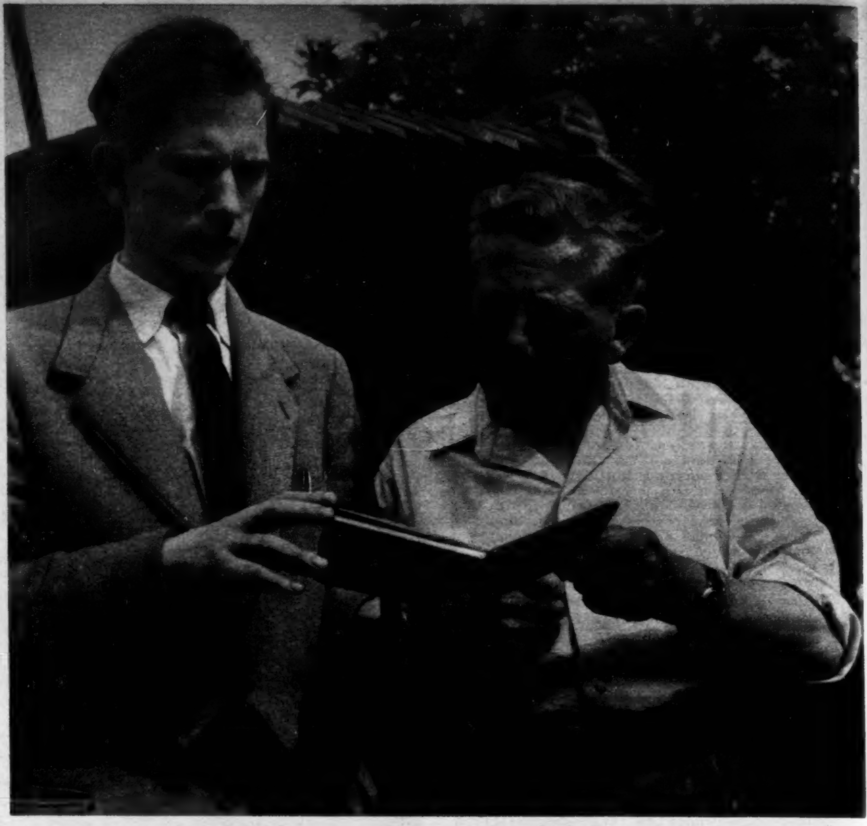
„Dein Vater ist der Sergeant?"

„Ja. Schreiben Sie — etwas Nettes!"

Werra dachte einen Augenblick nach. Englisch sprechen konnte er. Englisch schreiben war nicht seine Stärke. Er runzelte die Stirn und schrieb, so gut er konnte, auf englisch:

„Ich bin gar nicht glücklich darüber, daß ich hier bin, und ich hoffe, dich einmal wiederzusehen, aber dann nicht als Kriegsgefangener, sondern als Freund. F. v. Werra, Deutsche Luftwaffe. Den 5. September, im zweiten Kriegsjahr."

„Wie bist du denn reingekommen?" fragte er den Jungen. Der sagte hastig: „Durch die Hintertür", lauschte und rannte weg. Draußen ertönten Schritte, das Rasseln eines Schlüsselbundes. Sergeant Harrington erschien, gefolgt von zwei Soldaten mit Gewehren und einem Feldwebel. Endlich. Er gab sich einen Ruck und folgte ihnen. Aber sie brachten ihn lediglich durch Maidstone zu den Baracken der Army und sperrten ihn dort in eine Zelle für Deserteure.



Die Royal Air Force, die königlich britische Luftwaffe, schien nicht das mindeste Interesse an ihm zu haben. Es gab ein Feldbett mit Decken, ein Soldat brachte ihm etwas zu essen, eine Tasse Kakao, dann wurde das Licht abgedreht, und er blieb sich selbst überlassen.

Plötzlich spürte er, wie müde er war. Heute würde ihn sowieso niemand mehr ausfragen. Er legte sich auf die Pritsche, faltete die Hände unter dem Kopf und schloß die Augen. Dieses Leben ist einfach unerträglich, dachte er. Sobald es geht, breche ich aus. Denen werde ich es zeigen. Mich in eine Zelle für Deserteure sperren und einfach vergessen. Für so dumm hätte ich die Engländer nicht gehalten. Was sage ich, dumm? Stupide. Sie haben einfach keine Ahnung.

Aber im hintersten Winkel seines Kopfes nagte eine Sorge, daß die Engländer gar nicht stupide, sondern vielleicht bösartig, gemein und grausam waren. Geschichten von deutschen Gefangenen, die angeblich gefoltert worden waren, fielen ihm ein. Was tut ein Mann in dieser Situation? Was kann er aushalten? Er wußte es nicht. Was für Mittel wenden sie an? Ist ein Mensch stark genug, ganz zu schweigen, wenn er gefoltert wird?

Niemand von seinen Kameraden wußte, wo er geblieben war. Es genügte, wenn die Royal Air Force dem Roten Kreuz mitteilte, ein Flieger namens von Werra sei mit der Maschine über Kent abgestürzt und dabei ums Leben gekommen. Sie konnten ihn langsam auslöschen, ohne daß ein Hahn nach ihm krähte . . .

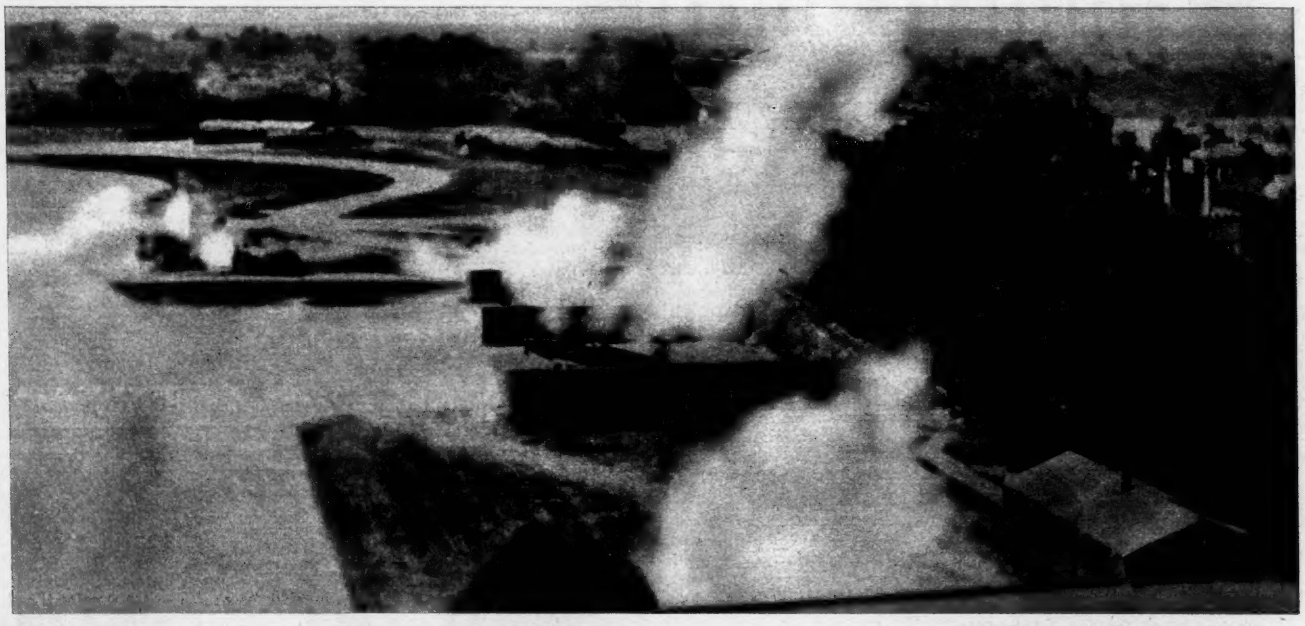
Er richtete sich plötzlich auf. Es war heiß in der Zelle, die Decken rochen dumpf und ungelüftet. Er spürte, wie sein Kragen naß wurde und wie sein Herz klopfte. Raus hier, nichts wie raus. Er tastete sich durch die Zelle, fühlte die Gitter vor dem Fenster, rüttelte daran und entdeckte einen Riegel, den er aufstoßen konnte. Luft! Er preßte sich gegen das Gitter, atmete tief, wurde ruhiger. Was für eine blöde Panik war das. Reiß dich am Riemen, Kerl — so hatte der Ausbilder gesagt, als er in die Luftwaffe frisch eingetreten war. Reiß dich am Riemen! Er ging zu dem Bett zurück, ließ sich darauffallen, grabschte eine Decke und rollte sich auf die Seite. Die Panik war vorbei, der Schlaf kam, und im Einschlafen hörte er den Geschwaderlöwen Simba brummen und sah den Tagesspruch auf dem Kalenderblatt: „Niemand weiß am Morgen, was der Abend bringt."

Weiß Gott, dachte er, niemand weiß es. Gestern noch auf schwarzweißroten Kissen, heute . . . und so weiter! Er schlief ein.

Der 6. September 1940 begann wie sein Vorgänger, rot und strahlend. In den Baracken war ab halb sechs Uhr Betrieb, Männer brüllten, ein Radio dudelte, ein Mann, der offenbar eine kalte Dusche nahm, jodelte zur Begleitmusik des Radios:

„We gonna hang up the washing on the Siegfriedline . . ."

„Immer häng deine Wäsche auf", dachte von Werra und trank die dünne Morgenbrühe, die den Soldaten in die Deserteur-



Franz von Werras fliegerisches Meisterstück war dieser Angriff auf einen englischen Feldflugplatz, als er selbst von britischen Jägern verfolgt wurde. Für diese Tat wurde er zum Ritterkreuz vorgeschlagen. Aber in England sagte ihm ein Vernehmungsoffizier: „Es war alles Angabe!"

DER STAR-KASTEN

Karin Baal, Hauptdarstellerin des Films „Die Halbstarken", wurde mit ihren Kollegen anläßlich eines Presseempfanges in einem Braunschweiger Café von dem Besitzer an die Luft gesetzt, weil dieser sie für echte Halbstarke hielt und Krawall befürchtete.

*

Gustav Knuth spielt in dem Film „Robinson soll nicht sterben" den Schurken Heep, der in einer Szene Pistolenschüsse abzugeben hat. Die Schüsse knallten, und Sekunden später war die ganze Atelierbelegschaft in Tränen aufgelöst. Der Requisiteur hatte aus Versehen eine Gaspistole mit Gaspatronen erwischt.

Kino ohne Sitzreihen ist eine architektonische Neuheit in Frankfurt. Dort wird ein Lichtspieltheater für 1000 Personen gebaut, in dem es nur einzelne Sitzgruppen mit 4 bis 6 Plätzen gibt. Dadurch soll verhindert werden, daß ganze Reihen durch einen Zuspätkommenden gestört werden.

*

Lana Turner gab in ihrer Hollywood-Villa eine Party für amerikanische Filmkritiker. In der Eingangshalle stand ein Tisch mit 1000 Gläsern, darüber klebte ein Schild mit folgenden Worten: „Wenn Sie glauben, bei dieser Feier unsympathische Gäste zu treffen, dann nehmen Sie hier bitte einen Drink und schmeißen Sie das Glas an die Wand. Das wird Ihre Laune heben." 700 Gläser gingen in Scherben.

*

„Ungarn in Flammen" wird der Film heißen, den die ungarische Produktionsfirma Karpat-Film (Sitz München) in Arbeit hat. Es soll ein Dokumentarfilm über den Freiheitskampf in Ungarn werden.

*

Marilyn Monroe fühlt sich in England so wohl, daß sie die britischen Behörden um Genehmigung zur Eröffnung eines privaten Waisenhauses gebeten hat.

*

Sir Lawrence Olivier, englischer Schauspieler und Regisseur, und sein amerikanischer Regisseurkollege Otto Preminger haben den „Verein der Regisseure, die nie wieder einen Film mit Marilyn Monroe drehen wollen", gegründet. Die Mitgliederzahl wurde nicht begrenzt. Sir Olivier hatte kürzlich mit Marilyn Monroe den Film „Der schlafende Prinz" gemacht, und sollte — so hoffte sie — ihr künstlerischer Lehrmeister sein.

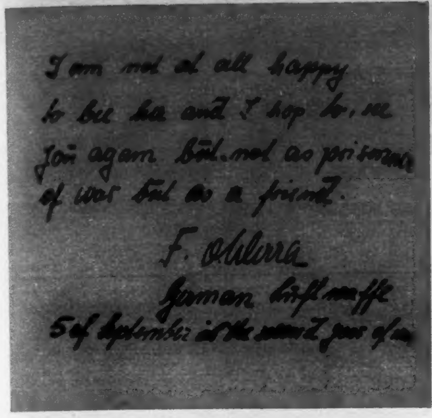
Bob Hope wurde von der größten amerikanischen Fluggesellschaft eingeladen, gegen ein fürstliches Honorar den Jungfernflug eines der neuesten und schnellsten Passagierflugzeuge mitzumachen. Hope lehnte dankend ab. „Diese Flugzeuge sind so schnell, daß man schon am Ziel ist, bevor man Gelegenheit hat, mit der Stewardeß bekannt zu werden und ein Rendezvous zu vereinbaren", entschuldigte er sich.

*

Charlie Chaplin, 67, schreibt ein Buch über das Lachen. Seinen Freunden sagte er dazu: „Ich werde bald nichts mehr zu lachen haben, denn im kommenden Frühjahr erwarten Oona und ich unser sechstes Kind."

*

Alfred Weidenmann dreht in Berlin den Film „Stern von Afrika", der das Schicksal des Fliegers Joachim Marseille behandelt. Regisseur



Vom Landwehr-Sergeanten *Harrington wurde Franz von Werra nach seiner Notlandung gefangengenommen. Ungewiß über sein künftiges Schicksal als Gefangener, war er Harrington gegenüber sehr mißtrauisch. Aber der Sergeant entpuppte sich als ein biederer englischer Bürger, der seine Pflicht tun mußte, aber der ohne Haß gegen die Deutschen war, die damals Tag für Tag Bomben auf englische Städte warfen. Als Sergeant Harrington seinen Gefangenen sicher eingesperrt hatte, schlich Harringtons Sohn William (mit Vater Harrington auf dem Bild links) durch eine Hintertür in Franz von Werras Zelle und bat den deutschen Flieger um ein Autogramm (oben). William sammelte heimlich Autogramme von deutschen Kriegsgefangenen*

zelle gebracht wurde. Er hatte sich notdürftig gewaschen und harrte der Dinge, die der Tag bringen würde. Bald darauf saß er in einem kleinen Lastwagen der englischen Armee und rollte nach Nordwesten, in Richtung auf London. Die Fahrt dauerte etwas mehr als zwei Stunden. Er betrachtete das Land rechts und links der Straße und war erstaunt, wie ernsthaft sich Großbritannien gegen die Invasion der Deutschen rüstete. Es gab kaum eine Wiese, die nicht von meilenlangen, tiefen Panzergräben durchzogen war. Apfelbäume waren umgehackt worden, offenbar, um freies Schußfeld zu schaffen. Man sah weder Meilensteine, noch Wegweiser. Eine gelandete Armee sollte keinen Hinweis für ihre Truppen finden. Tarnnetze waren kilometerweit über die Straßen gespannt, Heimwehrmänner und Soldaten liefen geschäftig umher, blickten dem Wagen nach, einige grüßten ironisch mit „Heil Hitler", wenn sie seine Uniform erkannten.

Dann kam die große Stadt London, die er sich vorgestellt hatte wie eine belagerte Festung. Nichts davon zu erkennen. Die Schaufenster waren übervoll von Lebensmitteln. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, als er ganze Pyramiden von Ananas entdeckte. Der Fahrer hielt sich an die Nebenstraßen, das Gefährt hoppelte über grobes Pflaster und hielt schließlich vor einem efeuumsponnenen Haus, das durch eine nüchterne Backsteinmauer von der Straße getrennt war.

Er wurde in einen kleinen Verschlag geführt, wo ein mißmutiger Feldwebel hockte, der ihm patzig ein Formular über den Tisch schob.

„Wo bin ich hier?"

„Ausfüllen."

„Wo ich hier bin!"

„Werden Sie schon erfahren. Ausfüllen."

Es war ein sehr indiskreter Fragebogen, der genaue Antworten verlangte über Truppenteil, Vorgesetzte, Ausbildung, Orden. Was für ein idiotisch einfacher Trick. Von Werra hätte gerne gelacht; aber es gelang ihm nicht. Die Luft in Kensington Palace Gardens (diesen Namen erfuhr er erst später), dem britischen Gefängnis für besondere Kriegsgefangene, war dick und roch nicht freundlich. Etwas von der Panik der vergangenen Nacht kehrte zurück. Er überwand das Gefühl, schrieb die drei Antworten, die jeder Kriegsgefangene nach der Genfer Konvention geben muß — Name, Dienstgrad, Alter — auf den Fragebogen und schob ihn zurück.

Die Engländer verhören anders

„Ausfüllen", sagte der Sergeant.

„Ich habe das ausgefüllt, was ich auszufüllen habe."

„Machen Sie keinen Quatsch. Wir holen's doch aus Ihnen 'raus!"

„Nein!"

„Mann Gottes, wenn wir Sie drei Stunden in der Mangel haben, erzählen Sie ein Buch! Los, ausfüllen. Sie sind nicht der erste, der hier große Töne spuckt. Werden alle klein."

„Nein. Ich weigere mich."

„Hey, McKormick!" Ein Soldat erschien. „Nimm diesen Gipsheiligen und bring ihn mal kurz auf Nummer 13. Du weißt schon."

McKormick grinste lüstern. „Weiß Bescheid!"

„Auf was wartest du dann noch?"

„Los, komm, Jerry, armes Schwein!" Es ging über Treppen empor, an schalldichten Wänden entlang, vorbei an todernsten, aufrechten Militärpolizisten. Von Werras Gefühle waren weit unter Null. Jetzt kommt es, dachte er, jetzt wird es ernst. Das ist also hier...

Ein zweiter Soldat hatte sich dem ersten angeschlossen, ein Mann mit den weißen Gamaschen der M. P. Er ging im Gleichschritt hinter McKormick her. Vor einer Tür mit der Nummer 13 blieben die beiden unverhofft stehen. Ein Schlüssel klirrte, die Tür wurde aufgestoßen: „Los, rein!"

Er trat ein, die Tür fiel hinter ihm ins Schloß, wurde abgeschlossen. Ein Soldat ging weg, der andere blieb. Von Werra sah sich um. Es war ein mäßig großer Raum mit einem abgetretenen Teppich, einem Tisch, einem Stuhl und einem Bett. Das Fenster, das geschlossen war, ließ wenig Licht durch. An der Decke hing eine nackte Birne ohne Schirm. Dafür hatten die Fliegen den oberen Teil der Birne völlig verdreckt.

In diesem Zimmer saß er Stunden um Stunden, ohne daß etwas passierte. Niemand erwartete ihn, keine Tür führte in ein Nebenzimmer. Es war tödlich still in dem Raum. War es das Vorzimmer zur Hölle, oder war es einfach ein Warteraum? Er wußte es nicht. Er zog den Stuhl ans Fenster, setzte sich und starrte in den Himmel, in dem jetzt die Kameraden herumflogen. Falls sie nicht gerade in den Beutestühlen auf dem Gefechtsstand saßen und mit eiskaltem Champagner einen neuen Abschuß feierten.

„Sie machen dich einfach zur Schnecke mit ihren halben Drohungen und dem ewigen Warten!" sagte er plötzlich wütend, sprang auf und rannte ein paarmal auf und ab. Wenn er wenigstens eine Zigarette hätte! Er blieb am Fenster stehen und studierte den Fensterrahmen. Gab es keinen Weg, aus diesem Steinhaus einfach auszubrechen? Er tastete über das Holz, betrachtete es aus der Nähe. Plötzlich wurden seine Augen groß. Jemand hatte mit dem Bleistift auf den Rahmen geschrieben:

„Ihr werdet lachen, Tommies, aber den Krieg verliert ihr doch!"

Leutnant Manhard.

Plötzlich kehrte seine alte Laune wieder zurück, sein Optimismus, seine ganze lausbubenhafte Freude am Leben. Ihr werdet lachen, Tommies — Leutnant Manhard. Einer der besten Schützen der deutschen Jagdluftwaffe. Also hatte auch Manhard hier gesessen, der Mann, der am 28. August bereits neun Abschüsse gehabt hatte. Und Manhard hatte den Kopf nicht hängenlassen.

Er drehte sich um. Die Tür war geöffnet worden, ein anderer Soldat stand darin, diesmal ein Korporal. Er war höflicher als der vorhergehende Begleiter. Er knallte die Hacken zusammen und sagte:

„Herr Werra, bitte folgen Sie mir!"

*

„Zigarette bitte? Hier ist ein Streichholz! Lange nicht geraucht, was? Ja, das geht einem ab!"

Der Hauptmann in dem Vernehmungszimmer war ein älterer Mann mit einem sanften Gesicht und einer sanften Stimme. Er trug keine Waffe, er trat nicht geheimnisvoll oder drohend auf. Statt dessen schickte er den Korporal weg. „Sie können gehen. Ich läute, wenn ich jemand brauche."

Weidenmann wollte für die Hauptrolle keinen bekannten Schauspieler haben und fuhr auf Starsuche. Am Theater in Oberhausen entdeckte er Joachim Alexander, der unter dem Namen Joachim Hansen die Hauptrolle übernehmen wird.

*

Yma Sumac, die peruanische Nachtigall und angebliche Inkaprinzessin, bekam von Freunden ein Schallplattenalbum geschenkt, das auf der ersten Seite ein Foto von Yma zeigt, das mit Schrumpfköpfen umgeben ist.

*

Psychoanalyse ist ein Steckenpferd der Bürger von Hollywood geworden. Noch vor zehn Jahren gab es hier 311 Nervenärzte und 43 Psychoanalytiker. Heute sind es 1100 Nervenärzte und 1400 Psychoanalytiker.

So wichtig wie die Morgenzeitung

Sie bekommen jetzt überall auch die frischen, saftreichen Zitronen vom Mittelmeer. Zitronen enthalten reichlich Vitamin C und sind im Haushalt einfach unentbehrlich: zum Trinken und für Salate, zum Kochen, Backen und Braten, als bewährtes Mittel gegen Erkältungen - und nicht zuletzt für Ihre Schönheitspflege

Täglich trinken viele Menschen vor dem Frühstück Saft aus frischen Apfelsinen. Und sie wissen, warum.

Man beginnt den Tag mit einem köstlichen Genuß. Man fühlt sich frischer und bekommt Appetit fürs Frühstück. Der Magen verwertet die Nahrung besser. Und auf die Dauer spürt der ganze Körper die gesundheitsfördernde Kraft sonnengereifter Apfelsinen.

Versuchen Sie's doch auch mal! Es ist jetzt im Winter die einfachste Form, dem Körper das lebenswichtige Vitamin C zu geben. Denn jetzt sind sie reichlich auf dem Markt, die köstlichen Apfelsinen vom Mittelmeer.

Köstliche Nahrung - konzentrierte Gesundheit

Mittelmeer **APFELSINEN**

COMITÉ PERMANENT DE LIAISON DE L'AGRUMICULTURE MÉDITERRANÉENNE

Mein Mann ist wieder der, den ich geheiratet habe,

seit er Hochform-Präparate nach Dr. med. Kirchert nimmt!

Möchten nicht auch Sie den Schwung und den Charme und die Lebenskraft Ihrer jungen Jahre erhalten oder wiedergewinnen? — Dann schicken Sie doch unbedingt noch heute diese Anzeige als

GUTSCHEIN

für kostenlose Zusendung der interessanten Broschüre „Mehr Erfolg haben — glücklicher und leistungsfähiger sein" an die **Pharmawerk Schmiden GmbH.**, Schmiden/Stuttgart, Abt. 24/12.

Warzen

sind Fremdkörper auf der Haut, die nur dann wirklich beseitigt werden, wenn man sie mit der Wurzel herausholt. Mit den bekannten „W-Tropfen" kann man dies in 5-6 Tagen bequem erreichen. Täglich wird ein Tropfen aufgetragen. Durch die Tiefenwirkung der „W-Tropfen" lösen sich auch Warzen aus der Haut heraus. Mit „W-Tropfen" kann man ebenso harte Hornhaut an den Füßen, aber auch Hühneraugen beseitigen. Die Originalflasche „W-Tropfen" mit Auftrage-Pipette ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben.

W-Tropfen

Es war das erste ordentliche Verhör Franz von Werras, seitdem er abgeschossen worden war. Er war ein wenig begierig darauf, zu wissen, was man von ihm wollte. Und da saß nun dieser hilflose alte Mann, rauchte, lächelte den Gefangenen sanft an und erkundigte sich:

„Sie sind bei der deutschen Luftwaffe, nicht wahr?"

Von Werra nickte leicht erschüttert. Er hatte schon eine Reihe von Hauptleuten und Majoren in der deutschen Wehrmacht gesehen, die reaktiviert worden waren, nach einem Leben als Tabakhändler oder Weinreisender, und die jetzt einen gepolsterten Stuhl in einem Büro drückten. Aber er hatte nicht angenommen, daß der britische Nachrichtendienst solche Trottel in seinen Büros verwendete. Er nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette. Vielleicht war das alles auch nur Tarnung. Vielleicht stellte sich der alte Herr so blöd. Vielleicht steckte in irgendeiner Frage eine Fußangel. Er beschloß, seine abwartende Haltung nicht aufzugeben.

Doch eine Viertelstunde später war er es, der redete, eifrig, nach vorn gebeugt, mit rotem Gesicht. Natürlich sprach man nicht über militärische Dinge. Nein, dieser liebenswürdige alte Herr schien geradezu versessen darauf, soviel wie möglich über die deutsche Innenpolitik zu hören, über die Partei und Kraft durch Freude, über das Leben der deutschen Jugend. Möglicherweise gehörte er zu jenen Engländern, die insgeheim Hitler mit Bewunderung betrachteten.

Die Spannung, die von Werra erfüllt hatte, als er im Zimmer 13 wartete, war verschwunden. Also, sagte er sich, auch in England wird nur mit Wasser gekocht. Sie sind gar nicht so, diese Engländer. Nichts von Folter, Erpressung, Gebrüll. Der Feldwebel unten im Eingang des Palastes war einfach ein Flegel, McKormick ein Wichtigtuer. Von Werra holte tief Luft und stürzte sich auf eine neue Erklärung. Der alte Herr schnitt die Frage an: Habt ihr Deutsche diesen Krieg mit Recht angefangen?

„Wir haben ihn nicht angefangen . . . England hat den Krieg erklärt . . . der Versailler Vertrag . . . die Abrüstung hat nie stattgefunden, nur wir haben uns daran gehalten . . . die Tschechen . . . die Polen."

„Sehr interessant", sagte der sanfte Heinrich, bot Zigaretten an und lieferte brennende Streichhölzer. „Very, very interesting!"

„Deutschland hat seine ganzen Kolonien verloren", sagte von Werra.

„Stimmt", sagte der Engländer. „Daran habe ich noch nicht einmal gedacht. Richtig, die Kolonien!" Er richtete sich auf und legte die Hände vor die Brust. „Leider bin ich heute zeitlich beschränkt. Ich will unser Gespräch noch einmal kurz rekapitulieren. Sie brauchen nur ja oder nein zu sagen. Der Angriff auf die Tschechen war gerechtfertigt? Ja. Auf die Polen? Ja. Auf die Norweger? Ja. Auf die Holländer, Belgier, Franzosen? Ja. Auf die Engländer — ich meine jetzt diese Luftangriffe. Sie sagten vorhin, das sei eine andere Sache, nicht wahr?"

„Natürlich ist es eine andere Sache . . . das heißt, nein, es ist keine andere Sache . . oder es ist doch . . . nein, der Angriff ist natürlich gerechtfertigt. Übrigens habe ich vorhin gar nicht gesagt, daß das eine andere Sache sei."

„Nein? Na, dann ist es mein Fehler. Aber nun hätte ich gern noch Ihre Ansicht über die Stellung der deutschen Frau gehört . . ."

Das Gespräch lief weiter. Von Werra wußte später nicht, wie lange es gedauert hatte. Der Hauptmann hatte offenbar vergessen, daß seine Zeit beschränkt war. Wiederum schien er fasziniert, von einem Leben zu vernehmen, dessen Stil so verschieden vom englischen Lebensstil war. Geradezu mit Wohlwollen nahm er die deutschen Ansichten über Frauenfragen, Wahlrecht, Erbhofbauern, Autobahnen auf. Übrigens sprach er ausgezeichnetes Deutsch.

„Noch eine Zigarette?" Er blickte auf die Uhr. Der Gefangene verstand.

„Danke", sagte von Werra und erhob sich. „Sie waren sehr freundlich. Eigentlich so, wie ich mir die Engländer vorgestellt hatte."

„Sehr schmeichelhaft. Na ja, Sie mit Ihrer Schweizer Abstammung . . ."

„Woher wissen Sie? Ich bin Deutscher."

„Wirklich? Ich dachte, aus Ihrer Art des Sprechens, sie stammten von der Schweizer Grenze. Na, ich kann mich irren. Man versucht als alter Philologe immer gern, die Sprache des anderen zu analysieren. Das ist geradezu eine Leidenschaft von mir. Feuer?"

„Gehorsamsten Dank, Herr Hauptmann, jetzt habe ich eine Frage."

„Schießen Sie los, so sagt man doch. Das ist wie im Englischen übrigens. Wir sagen: Shoot!"

„Wann bekomme ich meine Sachen wieder, und wann komme ich in ein Lager?"

„Das sind zwei Fragen. Welche soll ich beantworten?"

„Schön. Wann komme ich in ein Lager?"

„Ich glaube, ich kann doch beide Fragen beantworten: ziemlich bald."

„Gehorsamsten Dank, nochmals. Auf Wiedersehen, Herr Hauptmann."

„Auf Wiedersehen. Und Dank für diesen reizenden Nachmittag."

Wieder ging es, mit dem Korporal auf der Fährte, durch die Korridore, vorbei an schweigenden M.Ps, an den schalldichten Mauern, über Treppen und durch Eisentüren. Doch es sah alles nicht mehr so grimmig aus. Er hatte jetzt endlich erfahren, w i e die Engländer einen deutschen Gefangenen verhörten. Nett, kameradschaftlich, voll Rücksicht auf die Genfer Konvention. Fair — das war das richtige Wort. Ein faires Volk, ein Volk von Sportlern. Man konnte auch sagen, daß sie vielleicht ein bißchen blöde waren, ein bißchen senil, ein bißchen unterbelichtet. Aber sie hielten sich an die Konvention, und was sollten sie da schon groß fragen. If you are Prisoner of War, those are your rights! Das sind deine Rechte als Kriegsgefangener! Er wußte es jetzt.

Zum zweitenmal fiel die Tür von Nr. 13 hinter ihm ins Schloß. Er setzte sich auf den Stuhl, rauchte seine Zigarette genußvoll zu Ende, zertrat sie. Bisher hatte er keinen Fehler gemacht. Er hatte nichts verraten.

Der Hauptmann hatte das Fenster geöffnet, um den Qualm der Zigaretten hinauszulassen, saß hinter seinem Schreibtisch, als es klopfte, sagte „Herein!" und winkte dem Mann zu, der eintrat. Der Mann trug die Uniform eines Majors. Er hatte einen Stock in der Hand und hinkte.

„Guten Abend, Herr Major", sagte er zu dem Offizier und grüßte stramm. „Na, wie sieht er aus?"

„Ein politisches Lämmchen. Aber tadellose Haltung. Er hat Charme. Ja, ehrlich, er hat mich direkt ein bißchen eingewickelt. Es klang alles so verdammt überzeugt, was er von Frauen und Autobahnen sagte."

„Ängstlich?"

„Würde ich nicht sagen. Ein bißchen überkompensiert. Sehr gespannt, was nun werden soll. Ich habe ihn beruhigt. Er ist überzeugt, daß die Engländer noch vor den Eseln kommen. Mein Gott, Major", der Hauptmann schmunzelte, „das Gesicht, als ich ihn fragte, ob er bei der Luftwaffe sei. Er hält mich für einen senilen Trottel von der chairborne Division." Der Major grunzte:

„Kann man ihn knacken?"

„Auf direktem Weg, nein. Ich habe es einmal versucht. Er schaltete sehr schnell. Und dabei war es nur Politik."

„Aber er redet gern, sagen Sie?"

„Leidenschaftlich!"

„Dann kann man ihn knacken."

„Ich würde nicht zu sicher sein. Es steckt etwas hinter ihm, das ich nicht definieren kann. Ich würde sagen, er hat hinter einer liebenswürdigen Außenseite einen stählernen Willen. Er kann dickköpfig sein. Bisher hat er sich überall sehr auf sein Recht berufen. Seien Sie behutsam."

„Was schlagen Sie vor?"

„Er leidet unter Einsamkeit. Ein geselliger Typ. Jetzt wird er erst einmal von einem Sergeanten weggebracht, scheinbar zu einem Gefangenenlager. Das ist wichtig. Der Sergeant muß es deutlich durchblicken lassen. Statt dessen bringt man ihn nach Cockfoster. Das ist eine Enttäuschung. Keine Zigaretten! Morgen kommen die beiden Ärzte dran, mit den Instrumenten und so weiter. Das ist ein blöder, aber eindrucksvoller Trick. Dann kommen Sie. Wenn er weich zu machen ist, dann müssen Sie das Kunststück fertigbringen."

„Und es ist von Werra?"

„Eindeutig. Die Ohrläppchen. Der steife Finger. Als ich ihn fragte, ob er nicht eigentlich Schweizer sei, verriet er sich ganz kurz. Er lenkte dann gewandt über und stritt es ab."

„Na", sagte der Major grimmig und betrachtete seinen Stock. „Ich werde ihm morgen einmal die amerikanische Krawatte anlegen. Sie sagen, daß er eitel ist?"

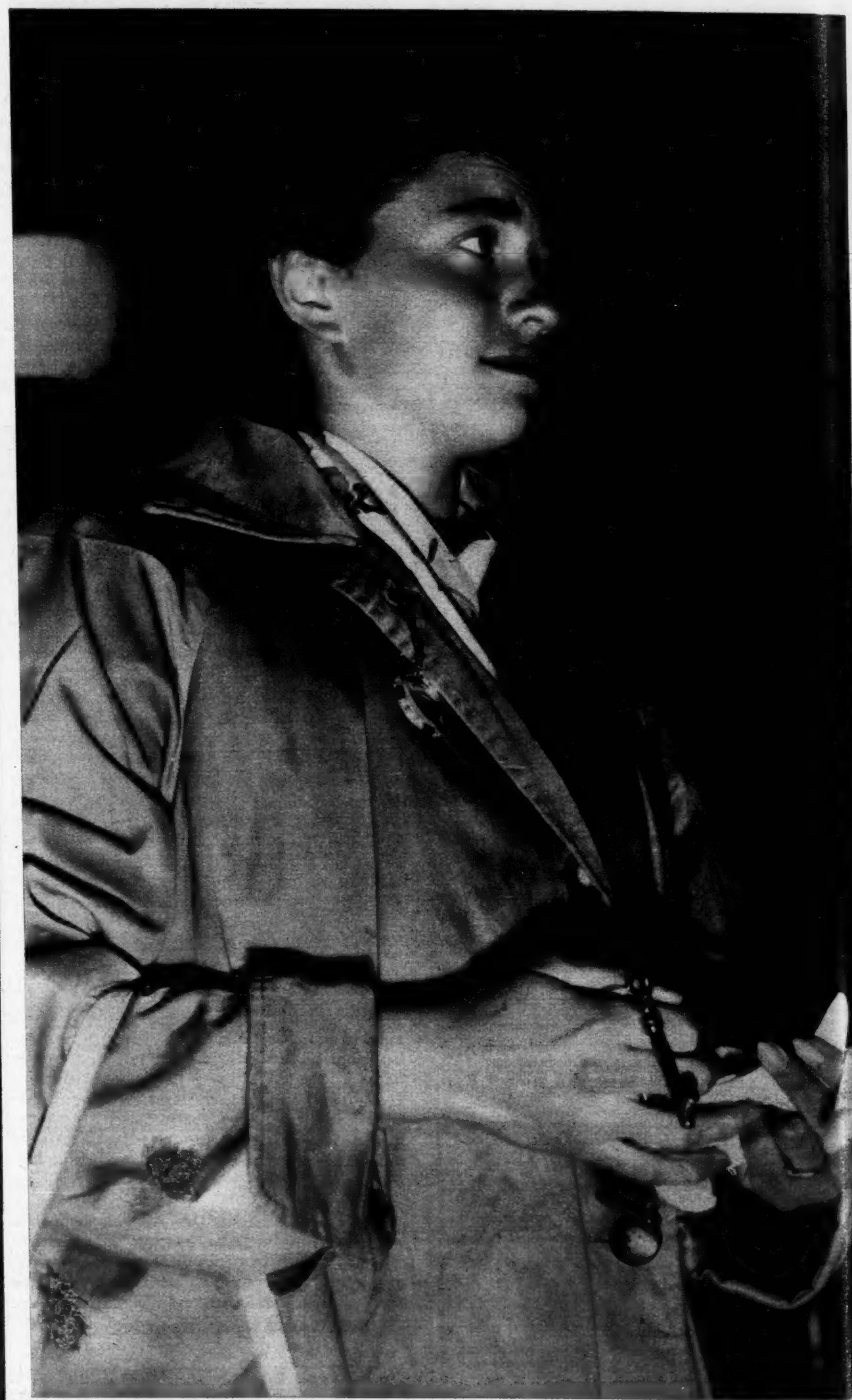
„M—hm, ja. Sehr leicht verletzlich. Nicht eitel."

„Ich werde ihn da verletzen, wo es ihm weh tut", versprach der Major und hinkte hinaus. Der Hauptmann trat nach einer Weile ans Fenster, schloß es und zog die Verdunkelung vor. Drunten verließ ein Auto den Palast. Es brachte von Werra nach Cockfoster. Doch er ahnte es nicht . . .

[FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT]

Abschied von der freien Welt

Die Tragödie des ungarischen Volkes ist auch die Tragödie seiner Sportler, die nur mit halbem Herzen um olympischen Ruhm kämpfen konnten. Keiner von den 175 Olympia-Teilnehmern wollte zurück, aber den meisten — es waren 123 — blieb keine Wahl. Ihre Angehörigen waren in Ungarn zurückgeblieben — als Geiseln.



Eine blieb zurück: *Alice Kertesz, Mitglied der in Melbourne so erfolgreichen Turnerriege. Ihr fiel die Entscheidung leichter als den anderen. Auf dem Flugplatz von Mailand, auf dem sie mit den übriggebliebenen 127 Mitgliedern der ungarischen Olympiamannschaft gelandet war, wartete das erlösende Telegramm auf sie: „Vater und Mutter aus Budapest geflüchtet. Komm nach Wien". Alice Kertesz und ihre Eltern werden in Haifa (Israel) bei Alices Bruder, einem Arzt, Asyl finden. Als ihre weniger glücklichen Kameraden mit dem Orientexpreß in eine ungewisse Zukunft fuhren, stand Alice auf dem Mailänder Bahnsteig und winkte ihnen mit Tränen in den Augen nach. Ihre Kameraden waren das letzte Band zur Heimat, die ihr nun verschlossen bleibt – vielleicht für immer*

er

n

erriege. Ihr
em sie mit
ar, wartete
ach Wien".
Asyl finden.
unft fuhren,
nach. Ihre
t für immer

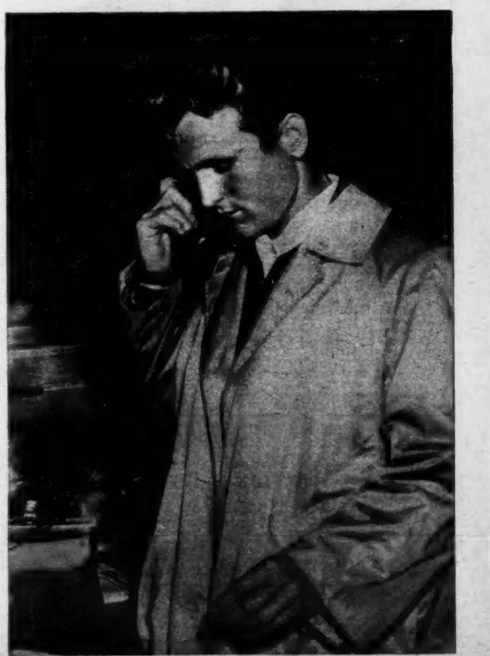
Ihr Glück währte nur zwei Tage. *Marika Kertesz hatte eine abenteuerliche Flucht hinter sich, um ihren Verlobten, den Wasserballspieler Antal Belvary in Mailand zu treffen. Das junge Paar, entschlossen, im freien Westen zu bleiben, hatte schon das Aufgebot und die Flugkarte nach Amerika bestellt. Da erhielt Antal einen Anruf aus Budapest von seinem Vater: „Komm zurück, mein Junge. Sie haben deine Mutter als Geisel festgenommen". Antal mußte seine Braut zurücklassen. Ihm blieb keine Wahl...*

„Ich habe Angst", *sagte Agnes Kelety beim Abschied von ihren Landsleuten in Melbourne. Agnes Kelety war mit vier goldenen und zwei silbernen Medaillen im Turnen die erfolgreichste Olympiakämpferin von Melbourne. Sie gehört zu der Gruppe von 48 ungarischen Sportlern, die in Australien blieb, um dort oder in den USA ein neues Leben in Freiheit zu beginnen. Für Agnes Kelety gibt es nun keine tragischen Gewissenskonflikte mehr, keine Angehörigen, keinen Ehemann, keinen Menschen, der ihretwegen Repressalien zu fürchten hätte. Ihre einzige Schwester ist vor Jahren nach Australien ausgewandert, und von ihr erfuhr Agnes, daß ihre Mutter bei* ⇦ *dem Aufstand in Budapest ums Leben gekommen ist*

Das Kind oder die Freiheit – *eine grausame Alternative für die Schwimmerin Eva Szekely und ihren Mann, Deszo Gyarmati, den Kapitän der Wasserballmannschaft. Ihr zweijähriger Sohn Andreas befinde sich in Wien bei einer Tante, hatte man ihnen in Melbourne berichtet. Bei ihrer Ankunft in Mailand erreichte sie dann die Hiobsbotschaft: Der Junge muß noch in Ungarn sein, und über sein Schicksal ist nichts bekannt. Am gleichen Abend erlitt Eva Szekely einen Nervenzusammenbruch. „Wir haben ein Visum für Amerika — aber wir fahren zurück nach Budapest." Als Eva Szekely diesen Entschluß am nächsten Morgen verkündete, schien sie um Jahre gealtert. Im Orientexpreß nach Budapest saßen 124 ungarische Sportler. In Belgrad, der letzten Station vor der ungarischen Grenze, waren es noch 123. Eva Szekely war nicht mehr im Zug . . .*

Jetzt sind sie heimatlose Vagabunden: *die Fußballspieler der berühmten ungarischen Meistermannschaft Honved. Sie befanden sich gerade auf einer Auslandsreise, als zu Hause der Volksaufstand losbrach. Nachdem ihr Vaterland wieder versklavt worden war, beschlossen sie, mindestens bis zum Frühjahr zusammenzubleiben und auf eine Welt-Tournee zu gehen. Der Frau und dem vierjährigen Sohn des Mannschaftskapitäns Ferenc Puskas (Bild oben) ist inzwischen die Flucht in die freie Welt geglückt. Aber die Arme der sowjethörigen ungarischen Geheimpolizei sind lang. In Wien griffen sie nach den beiden geflüchteten Söhnen des Torwarts Graczis. Ein Kommunist, der die Kinder entführen wollte, wurde auf frischer Tat ertappt und verhaftet*

„Betet für uns!" *riefen die ungarischen Sportler, die in Sorge um ihre Familien nach Hause fahren mußten, ihren zurückbleibenden Kameraden zu. Außer der Turnerin Alice Kertesz und dem 3000-m-Weltrekordläufer Sandor Rosznyoi bestieg auch der Fünfkämpfer Antal Moldrich (Bild rechts) in Mailand den Zug nach Budapest nicht. In Melbourne kam, wenige Minuten nach dem Abflug des Sonderflugzeugs mit den Olympiakämpfern, ein Telegramm aus Stockholm an. Moldrichs Braut, die im letzten Augenblick aus Ungarn geflüchtete Schwimmerin Maria Klujber, hatte es abgesandt. Erst bei der Zwischenlandung in Singapur erfuhr Antal den Inhalt. In Mailand meldete er sofort ein Gespräch nach Stockholm an. Dort hofft Antal eine neue Stellung als Graphiker zu finden. So gab es wenigstens für ihn ein Happy-End, wenn auch nur ein halbes: Ganz glücklich kann ein Ungar nur in seiner Heimat werden* ⇨

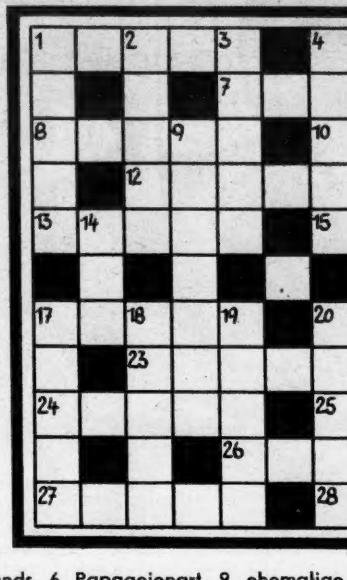


Ein festliches Prost!

AQUAVIT

Bommerlunder

Kreuzworträtsel



W a a g e r e c h t : 1. Insel der südlichen Sporaden, 4. griechischer Buchstabe, 7. englisches Bier, 8. vornehmes Gasthaus, 10. altrömisches Frauengewand, 12. Zugmaschine, 13. auseinandergezogen, weit, 15. weiblicher Vorname, 17. Nebenfluß der Rhône, 20. kleines Handfahrzeug, 23. Zeitabschnitt, 24. Umschlag- oder Halstuch, 25. Stadt in Oberitalien, 26. Lebensgemeinschaft, 27. bekannte italienische Filmschauspielerin, 28. Anhänglichkeit. — S e n k r e c h t : 1. indische Anrede für Herr, 2. Kleinschmetterling, 3. Mischgericht, 4. Gebärde, Handbewegung, 5. polynesische Eingeborene Neuseelands, 6. Papageienart, 9. ehemalige italienische Kolonie in Nordostafrika, 11. Wirbelsturm in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten, 14. arabischer Titel, 16. Erholungsaufenthalt, 17. von Wasser umgebenes Land, 18. spartanischer Aufseher, 19. Laubbaum (Mehrzahl), 20. Himmelserscheinung, 21. laufendes Einkommen aus Vermögen oder Versicherung, 22. Stockwerk.

A u f l ö s u n g im n ä c h s t e n H e f t

A u f l ö s u n g a u s H e f t N r. 51

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Linde, 4. Meter, 7. Mal, 8. Abt, 10. Kiste, 12. Salat, 14. Enkel, 16. Amore, 17. Reise, 18. Motor, 22. Tapir, 26. Arena, 27. Adele, 28. Kurse, 29. Met, 30. Spa, 31. Tolle, 32. Etzel. — S e n k r e c h t : 1. Lhasa, 2. Dakar, 3. Elite, 4. Mater, 5. Ebene, 6. Rolle, 9. Ham, 11. Fes, 13. Lotte, 15. Kippe, 18. Markt, 19. Orb, 20. Onkel, 21. Raute, 22. Tasse, 23. Adept, 24. Ill, 25. Regal.

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 163

Kessis Wunschzettel lautet: „Regencape, Leselampe, Liebesroman." Diesmal war die Beteiligung sehr groß. Das Los mußte wieder entscheiden, wer die ausgesetzten Preise erhalten soll.

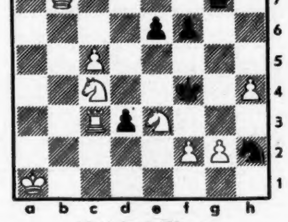
Die glücklichen Gewinner sind:
1. Preis eine goldene Armbanduhr: Dr. E. Tschirn, Wiesbaden
2. Preis ein Besteckkasten 24teilig: Lu Tobergte, Düsseldorf
3. Preis eine Kollegmappe: H. Rett, Kaiserslautern

Die Gewinner der Preise 4 bis 203 werden durch die Post verständigt.

SCHACH

Nüsse zum Knacken

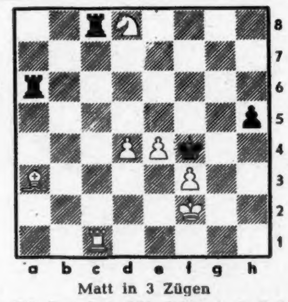
3 Urdrucke von Dr. H. Cohen, Düsseldorf, dem Stern gewidmet.



Matt in 3 Zügen

Weiß: Ka1, Db7, Tc3, Sc4, Se3, Bc5, f2, g2, h4 (9 Steine)

Schwarz: Kf4, Dg7, Lh8, Sh2, Bd3, e6, f6 (7 Steine)



Matt in 3 Zügen

Weiß: Kf2, Tc1, La3, Sd8, Bd4, e4, f3 (7 Steine)

Schwarz: Kf4, Ta6, Tc8, Bh5 (4 Steine)

Leicht und doch witzig!

Matt in 2 Zügen

Weiß: Kg1, Td3, Lg2, Sf8, Sh5, Bd7, e4, f2 (8 Steine)

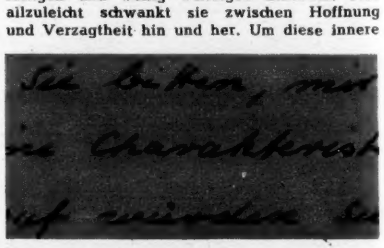
Schwarz: Ke5, Tg7, Lb3, Lg5, Sa1, Sc8, Ba7 (7 Steine)

Graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von U. E., weiblich, 17 Jahre.

Vorausgeschickt muß werden, daß einer Charakterdeutung in diesem Alter nur Augenblickswert beigemessen werden kann, da gerade zu diesem Zeitpunkt die Entwicklung starke und rasche Fortschritte zu machen pflegt.

Die Scheiberin, die sich noch mitten in der Entwicklung befindet, macht einen etwas schwerfälligen und wenig wendigen Eindruck. Nur allzuleicht schwankt sie zwischen Hoffnung und Verzagtheit hin und her. Um diese innere



Unsicherheit nach außen zu verbergen, läßt sie sich nicht in ihr Inneres blicken. Die Unsicherheit, die wir feststellen, ist ihrer Jugend zugute zu halten. Um so mehr ist sie aufgeschlossen für die Eindrücke von außen und daher auch leicht der Beeinflussung zugänglich. Sie macht einen sehr gutartigen Eindruck, so daß ihre Umgebung kaum auf Schwierigkeiten bei ihr stoßen dürfte. Sie ist rechtlich denkend, bereit zu helfen und darauf bedacht, sich in eine Gemeinschaft einzufügen. Sie ist sorgfältig und gewissenhaft bei der Ausführung ihrer Arbeiten, vor allem, wenn dieses von anderer Seite gewürdigt wird.

Da die Schreiberin in ihrer Arbeit sorgfältig und gewissenhaft sein kann, trauen wir ihr den Beruf als Kinderpflegerin schon zu. Allerdings muß sie etwas mehr Geduld und Anpassungswilligkeit zu diesem Beruf mitbringen.

— H i e r a u s s c h n e i d e n ! —

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben, diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,—DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 56/52

Teppiche

Täglich neue Kunden

87,- DM **Haargarnteppich** mit Jute-Effekten Größe 190/285 DM **129,60** Gr. 240/335 Mit oder ohne Anzahlung liefern wir frachtfrei Teppiche, Läufer, Bettumrandungen **ab DM 10,- im Monat bis zu 12 Raten.** Anker-, Vorwerk-, Kronen- und Orientteppiche zu Mindestpreisen. Fordern Sie 5 Tage zur Ansicht die große KIBEK-Kollektion mit 450 vielfarbigen Mustern und Qualitätsproben vom größten deutschen Teppichversandhaus

TEPPICH-KIBEK · ELMSHORN · POSTFACH 542

Naschen Sie ruhig

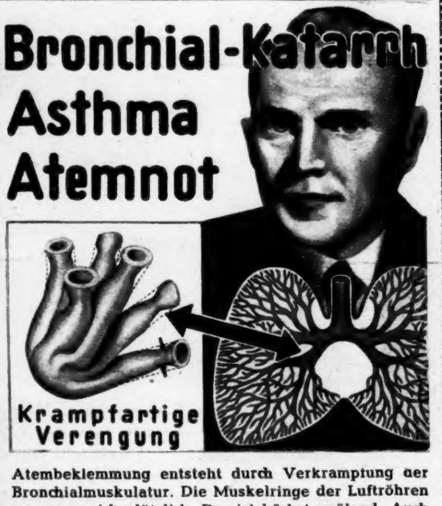
Um schlank zu bleiben, brauchen Sie keineswegs auf die kleinen Genüsse des Lebens zu verzichten. Allerdings sollten Sie darauf achten, daß Sie täglich 1–2mal Verdauung haben. Nehmen Sie DRIX-Dragees. Das erhält Sie schlank. Mit DRIX-Dragees wird das Leben noch einmal so schön. Sie werden sich jugendfrisch und elastisch fühlen wie nie zuvor.

Packung 1.35 u. 2.25 DM in Apotheken u. Drogerien. Auch in Österreich und in der Schweiz erhältlich. Gratisprobe: HERMES, München-Großhesselohe A 3

DRIX Dragee

mit dem Extrakt aus **Dr. Ernst Richters Frühstücks - Kräutertee.**

Bronchial-Katarrh Asthma Atemnot



Atembeklemmung entsteht durch Verkramptung der Bronchialmuskulatur. Die Muskelringe der Luftröhren verengen sich plötzlich. Das ist höchst quälend. Auch hartnäckige Verschleimung und Krampfhusten rauben die Nachtruhe und Energie, Stauung von Bronchialsekret, Schleim und Sputum soll man bekämpfen, weil darin Bakterien gedeihen, die für die Lunge gefährlich werden können. Eine schlagartige Erleichterung bringt der Inhalt der „Sodener Asthma-Briefe", in dem das Sputum auch aus den tiefen Bronchien durch **„heilsamen, auswurffördernden Husten"** entfernt wird. Die Bronchien werden frei, die Atmung angeregt und vertieft, Herz und Nerven beruhigen sich.

Auch bei Bronchialasthma sind „Sodener Asthma-Briefe" von erprobter Wirkung. Sie lösen schnell den zähen Krampf und geben Ihnen anfallfreie Nachtruhe. Tausende an Bronchialkatarrh und Asthma Leidende besuchen jährlich das bekannte Heilbad Soden-Taunus, und hier wurden auf Grund der reichhaltigen Erfahrungen die „Sodener Asthma-Briefe" entwickelt. Machen Sie einmal einen Versuch. Jede Apotheke hat „Sodener Asthma-Briefe" vorrätig.

Brunnenverwalt. Bad Soden-Taunus — 250 Jahre Heilbad für Asthma, Katarrh, Herz

Die Sterne lügen nicht ...

DIE WOCHE VOM 30. DEZEMBER 1956 BIS 5. JANUAR 1957

Aus den Ereignissen der letzten Wochen scheint man endlich doch einige Lehren ziehen zu wollen. Die Einsicht, daß mit herkömmlichen Mitteln und Methoden keine konstruktive Politik zu treiben ist, wächst in allen Lagern. Freilich gehen die Meinungen darüber, wie neue Ordnungen beschaffen sein müßten und verwirklicht werden könnten, ziemlich weit auseinander. Aber die Tatsache, daß man überhaupt ernsthafte Überlegungen anstellt, ist allein schon viel wert. Im Moment besteht keine akute Gefahr für die Weltsicherheit. Zum Jahreswechsel sind ungewöhnliche Naturereignisse zu erwarten, für Technik und Verkehr ist erhöhte Vorsicht geboten.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Für Sie beginnt jetzt ein friedlicherer Abschnitt. Daß Sie dieser Ankündigung nach all dem, was Sie erlebt haben, keinen rechten Glauben schenken wollen, ist verständlich. Aber Sie brauchen wirklich nicht mißtrauisch zu sein. Bleiben Sie am 31. XII. für sich.
1.—9. Januar Geborene: Seien Sie nicht so empfindlich. Auch Sie legen nicht jedes Wort auf die Goldwaage. Ihr Verdacht, man will Ihre Aufmerksamkeit von einer bestimmten Richtung ablenken, ist allerdings berechtigt: 30./31. XII.
10.—20. Januar Geborene: Nehmen Sie Kredite, die man Ihnen zu gewähren bereit ist, maßvoll in Anspruch. Je unabhängiger Sie bleiben, desto besser. Am 2. I. müssen Sie auf der Höhe sein, wenn Sie zu den Gewinnern gehören wollen.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Es wird Ihnen gelingen, ein Übereinkommen zu erzielen, das Sie für die nächste Zukunft wirtschaftlich sichert. Am 29./30. XII. überläßt man eine Entscheidung ganz Ihnen. Daran können Sie ermessen, wie sehr Ihr Ansehen gewachsen ist.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Das alte Jahr klingt harmonisch für Sie aus, und ebenso beginnt das neue. Daß man sich in einer beruflichen Angelegenheit solidarisch mit Ihnen erklärt, wird Sie am 2./3. I. mit Genugtuung erfüllen.
9.—18. Februar Geborene: Die Jahreswende werden Sie zurückgezogen verleben wollen. Niemand verübelt es Ihnen, wenn Sie diese oder jene Einladung ausschlagen. Eine Unterredung am 29./30. XII. verläuft ergebnislos. Am 3./4. I. denken Sie sich hoffentlich Ihr Teil.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Der Horizont heitert sich auf. Auf eine Schönwetterperiode brauchen Sie nun nicht mehr lange zu warten. Ihre Aktivität wächst, im Betrieb bietet man Ihnen einen vorteilhaften Platz an. Am 3./4. I. begegnen Sie interessanten Leuten.
28. Februar bis 9. März Geborene: Frauen versuchen, Sie an der Nase herumzuführen. Ziehen Sie Ihre Konsequenzen daraus aber nicht eher, als bis Sie handfeste Beweise haben. Am 5./6. I. werden Sie so oder so auf Ihre Kosten kommen.
10.—20. März Geborene: Während andere feiern, haben Sie alle Hände voll zu tun, um für Ihr Wohl zu sorgen. Eine Verabredung für den 30. XII. müssen Sie verschieben. Am 5./6. I. sind Sie über den Lohn für Ihre Mühe sehr beglückt.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Sie haben kürzlich einen ausgezeichneten Eindruck hinterlassen. Man wird Sie bei nächster Gelegenheit zu einer internen Beratung hinzuziehen. Am 30./31. XII. wäre es ratsam, sich nicht gerade Hals über Kopf in ein Vergnügen zu stürzen.
31. März bis 9. April Geborene: Sie verstehen es, sich in Szene zu setzen. Der Erfolg läßt nicht auf sich warten. Hoffentlich saugen Sie sich die Geschichten, mit denen Sie aufwarten, nicht aus den Fingern. Am 1. I. hätten sie ein ungutes Gefühl.
10.—20. April Geborene: Stecken Sie etwa in der Klemme? Das kann doch wohl nicht sein, auch wenn Sie in der letzten Zeit reichlich viel ausgegeben haben. Sollten Sie tatsächlich nicht weiter wissen, werden Freunde einspringen: 3./4. I.

STIER

21.—29. April Geborene: In den letzten zehn Tagen ist Ihnen manches zugefallen, womit Sie nicht zu rechnen wagten. Am 30./31. XII. hat das Glück abermals viel für Sie übrig. Nehmen Sie das nur nicht zum Anlaß, sich in neue Unkosten zu stürzen.
30. April bis 10. Mai Geborene: Sie meinen, es entgeht Ihnen etwas, wenn Sie nicht überall dabei sind. Seien Sie beruhigt, Dinge, die Sie interessieren, stehen nicht zur Debatte. Machen Sie es sich in Ihren vier Wänden gemütlich.
11.—21. Mai Geborene: Mit Ihrem neuen Partner verstehen Sie sich ausgezeichnet. Beruflich verspricht das neue Jahr wesentliche Verbesserungen. Der Empfang, den man Ihnen am 1./2. I. bereitet, übertrifft alle Erwartungen.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Ihre Freunde haben eine Überraschung für Sie vorbereitet. Am 29./30. XII. werden Sie große Augen machen, wenn Sie sehen, was alles Ihnen zur Verfügung steht. Und am 2./3. I. können Sie vollends schalten und walten, wie Sie gerade wollen.
1.—9. Juni Geborene: Man behandelt Sie nicht nur zuvorkommend, Sie werden ausgezeichnet, wo Sie sich sehen lassen. Am 31. XII. brauchen Sie sich wegen einer Ungeschicklichkeit nicht zu genieren. Nur der 5. I. ist problematisch.
10.—20. Juni Geborene: Trumpfen Sie nicht auf —wozu denn? Man macht Ihnen jetzt doch viel mehr Zugeständnisse, als Sie vor kurzem für möglich gehalten hatten. Wollen Sie am 3./4. I. partout Erklärungen abgeben, dann nur im Freundeskreis.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Eine offene Aussprache würde jetzt noch nicht zu dem erwünschten Ergebnis führen. Warten Sie ab, bis sich — schon sehr bald — die Lage zu Ihren Gunsten verändert hat. Am 4./5. I. genießen Sie das Leben in vollen Zügen.
2.—11. Juli Geborene: Sie wissen, was Sie wert sind, und andere schätzen Ihre Qualitäten nicht geringer ein. So könnte alles in schönster Ordnung sein, wenn Sie nicht zu prinzipiellen Auseinandersetzungen aufgelegt wären: 31. XII.
12.—22. Juli Geborene: Sollte man Ihnen Partnerschaftsangebote machen, so überlegen Sie es sich gründlich, ehe Sie nein sagen. Ihr Stolz ist jedenfalls in der augenblicklichen Situation recht unangebracht. Der 1./2. I. wird Sie bekehren.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Jetzt sind die denkbar besten Leute auf Ihrer Seite. Es ist also kaum mehr anzunehmen, daß Ihr Unternehmen, das Sie gestartet haben, sich als Fehlspekulation entpuppte. Am 29. XII. und 2./3. I. ist Ihre Kasse reich gefüllt.
3.—12. August Geborene: Man kommt Ihnen herzlich entgegen. Haben Sie den geringsten Grund, das nicht zur Kenntnis zu nehmen? Wenn nicht, dann sollten Sie den 31. XII./1. I. nicht vorübergehen lassen, ohne sich aufrichtig zu bedanken.
13.—23. August Geborene: Versprechen Sie nicht mehr, als Sie halten können — zumal niemand von Ihnen erwartet, daß Sie sich seinetwegen auch nur etwas einschränken. Am 3./4. I. werden Sie eine Äußerung als lieblos empfinden.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Zum Jahresschluß wollen Sie reinen Tisch machen. Aber wem können Sie eigentlich noch etwas vorwerfen, nachdem man alles getan hat, um Ihnen das Gefühl der Sicherheit zu geben. Ein neues Jahr, das gut ist, beginnt für Sie.
3.—12. September Geborene: Was Sie für Schicksal halten, ist Ihr persönliches Verschulden. Einer Versöhnung steht nichts im Wege, wenn Sie sich zu einem Eingeständnis aufraffen. Am 5./6. I. könnten Sie alles hinter sich haben.
13.—23. September Geborene: Sie haben richtig getippt. Ihr Umsatz wird die errechnete Steigerung sogar noch übertreffen. Daß am 31. XII. Ihr Gefühl zu kurz kommt, werden Sie gewiß nicht dramatisieren wollen. Der 4./5. I. entschädigt Sie.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Bald werden Sie erfahren, daß Sie für den Posten, um den Sie sich beworben haben, in erster Linie in Frage kommen. Es ist kein Zufall, daß gerade Sie am 2./3. I. eine Aufforderung erhalten, zu einer Frage Stellung zu nehmen.
3.—12. Oktober Geborene: Sie genießen Sympathien von den verschiedensten Seiten. Natürlich bleibt Ihnen das nicht verborgen. Begehen Sie nun nur nicht den Fehler, die rivalisierenden Parteien gegeneinander auszuspielen: 31. XII./1. I.
13.—23. Oktober Geborene: Zur Zeit haben Sie nichts anderes im Sinn, als sich gute Tage zu machen. Bitte aber nur soweit, wie Sie es sich leisten können. Sollten Sie darauf spekulieren, daß andere die Kosten tragen, würde der 2. I. deprimieren.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Es geht Ihnen immer besser, gesundheitlich, finanziell, familiär. Geben Sie es zu? Gestehen Sie es sich wenigstens insgeheim selber ein! Am 30./31. XII. sind Ihre Chancen großartig und am 4./5. I. noch viel großartiger.
3.—11. November Geborene: Verschiedene Zuwendungen werden Ihnen unverhofft zuteil, wenn sie auch nicht gerade als üppig zu bezeichnen sind. Immerhin können Sie sich etwas Zusätzliches gönnen. Am 5./6. I. sind Sie glücklich.
12.—22. November Geborene: Ihre Dispositionen, deren Richtigkeit Sie zuweilen selbst angezweifelt haben, haben sich als goldrichtig erwiesen. Ihr Einkommen mehrt sich, Ihr Ansehen wächst, Ihre Träume werden Wirklichkeit: 31. XII./1. I.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Rücken Sie heraus mit der Sprache, man wartet ja schon lange darauf, Ihnen die erhoffte Antwort zu erteilen und war nur zu schüchtern, von sich aus das Thema anzuschneiden. Am 2./3. I. stehen Ihnen alle Wege offen.
2.—11. Dezember Geborene: Was Sie vorzuweisen haben, findet begeisterten Anklang. Am 28./29. XII. oder 3./4. I. wird man ernstlich ein Wort mit Ihnen reden wollen, um Ihnen Ihre Veränderungspläne aus der letzten Zeit auszureden.
12.—21. Dezember Geborene: Das Glück wartet auf Sie, es ist also nicht nötig, eine Treibjagd darauf zu veranstalten. Am 29./30. XII. gibt man Ihnen einen Wink, am 3./4. I. werden Sie vor aller Öffentlichkeit herzlich begrüßt.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER

GEBOREN ZWISCHEN 30. DEZEMBER 1956 UND 5. JANUAR 1957

Aufgeweckte Kinder kommen in dieser Woche auf die Welt. Sie sind, worum es sich auch handeln mag, immer sehr schnell im Bilde. Gelegentliche Fehler können ihnen höchstens dadurch unterlaufen, daß sie die Intelligenz und Beweglichkeit ihrer Mitmenschen überschätzen. Es ist für sie schwer begreiflich, daß Entschlußfreudigkeit und Aktivität nicht jedermanns Sache ist. Sie sind ständig zu neuen Zielen unterwegs. Nichts reizt sie mehr, als zu experimentieren, etwas Neues zu erproben. Die Mittel dazu dürften ihnen immer ausreichend zur Verfügung stehen; denn sie haben neben ihren kühnen Ideen auch sehr bemerkenswerte kaufmännische Talente. Ihr buntes Leben wird sich in einem großen, repräsentativen Rahmen abspielen. Die Mädchen sind außerordentlich begeisterungsfähig. Das ist ihr besonderer Reiz — ein Kapital, das sich reich verzinst, wenn sie es mit nur einem bißchen Geschick anlegen.

Ahaa - auch UHU-Line

Der Hausherr setzt zum Trinkspruch an,
da ruft ein Gast so laut er kann:
*„Ahaa – auch UHU-Line !"**
Der Redner sucht das rechte Wort,
da führt der Zwischenrufer fort:
„Ihr Oberhemd sitzt wunderbar,
so knitterfrei wie meins, na klar!
Auch meine Frau nimmt ausnahmslos
zum Steifen UHU-Line bloß!"
Ahaa – auch UHU-Line !

La 233

*) die bei allen Hausfrauen so beliebte gewebefreundliche, elastische und zugleich schmutzabweisende Wäschesteife. Schon ein Teelöffel voll wirkt Wunder.

UHU-WERK H. u. M. FISCHER, BÜHL/BADEN

Wir sind anspruchsvoll geworden!

Schön und zweckmäßig sollen die Dinge unseres täglichen Bedarfs sein. Dieser Wunsch ist bei den „ELASTOFIXO"- und „FIXOFLEX" Uhrarmbändern hervorragend gelöst. Sie erhalten diese Bänder in „GOLDANKER"-Walzgold-Doublee, Edelstahl und 14 kt. Gold in allen Fachgeschäften. Doch achten Sie beim Kauf auf die eingestempelten Marken.

Elastofixo UND Fixoflex

UHRARMBÄNDER VON

Kessi hält das Glück in der Hand
In unserem großen Preisausschreiben, dem
STERN-PIC
verteilt sie 10 000 Preise im Werte von
150 000 DM
1. PREIS: Eine BMW-6-Zylinder-Limousine, Typ 501, 2,1 Liter Hubraum, 72 PS
2. PREIS: Eine FORD-Limousine 15 M, 1,5 Liter, 55 PS
3. PREIS: Eine komplette zweifarbige WAGNER-Polstergarnitur, Sofa und drei Sessel
4. und 5. PREIS: Je ein TRIUMPH-Motorroller „Contessa", 10,4 PS mit elektr. Anlasser
6. und 7. PREIS: Je eine PHILIPS-Fernsehtruhe „Leonardo" mit 53-cm-Bildschirm und 3 Duo-Konzertlautsprechern
Machen Sie doch mit! Die zweite unserer drei Preisfragen stellt Kessi in diesem Heft. Außerdem nennen wir Ihnen die 9993 anderen Preise